

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

j u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

62.

Wien, Samstag den 4. August

1832.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumeriert für Wien in der Strauß'schen Verlagshandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drey Gulden G. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden G. M. ganzjährig, und um vier Gulden G. M. halbjährig wöchentlich zwey Mahl portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monathheften mit Umschlägen versehen.

Auszug eines, von Herrn Mimaut, französischem Generalconsul in Aegypten, an Herrn F. d'Arcet gerichteten Schreibens*).

Eine neue Krankheit, die alle Charaktere der indischen Cholera zu haben scheint, ist in Mecca ausgebrochen, und zwar in den letzten Tagen des Monats Chaoual und in den ersten des Monats Zilcad, einer Zeit, die mit der ersten Hälfte des May übereinstimmt.

Es war gerade der Zeitpunkt, an welchem die Wallfahrer von allen Seiten des Reiches ankamen, um die heilige Stätte zu besuchen, und Opfer zu bringen. Die Sterblichkeit war sehr groß, in dem Augenblicke des Abganges der letzten Nachrichten, setzte das Ubel seine Verwüstungen fort, und die Anzahl der Opfer belief sich bis jetzt auf 12,000.

Der Eintritt der Krankheit war schnell, unversehens, augenblicklich. Individuen im Zustande der besten Gesundheit, fielen zur Erde, erbrachen sich, wurden kalt und starben an Ort und Stelle. Zuerst glaubten die Einwohner diese Krankheit sey die Pest, allein die Ulema's, die Cheik's und selbst die muselmännischen Ärzte stießen einmüthig diesen Gedanken zurück, indem sie sich auf den Artikel des Koran beriefen, welcher aussagt, daß die Pest von der heiligen Stätte auf immer durch den Propheten verbannt gewesen ist, und auch nie dahin werde gelangen können. Bey näherer Untersuchung über die Ursachen dieser so unver-

thekten Sterblichkeit, war man allgemein geneigt, dieselbe dem Wassermangel zuzuschreiben; denn im Monate Chaoual hatten große anhaltende Regen und die dadurch gebildeten reisenden Waldbäche die Wasserleitungen, die das Wasser nach Mecca brachten, zerstört, so daß man sich in dieser überfüllten Stadt jedes trinkbaren Wassers beraubt sah. Die Ärzte Meccas versicherten indessen, daß dieser Umstand nicht die Ursache dieses Übels sey. Der Chef der Besatzung hatte, wie es scheint, ihre Meinung getheilt. Die Tambours und die militärische Musik ließen sich nicht mehr hören, und man führte dafür als Grund an, daß diese von den Ungläubigen erfundenen Instrumente, schon zu lange durch ihr ungestümes Lärmen die Ruhe der heiligen Stätte verlegt hätten; Gott habe nun im Zorne zwar nicht die Pest geschickt, (weil er das durch seinen Propheten gegebene Versprechen hielt,) aber eine Krankheit deren Verwüstungen nicht minder groß wären. Der Ausbruch dieser Krankheit darf wohl keines Falls, wie diese muselmännischen Gelehrten glauben, einer übernatürlichen Ursache zugeschrieben werden, indem man sah, daß sie daselbst gleichzeitig mit der anwesenden großen Menge Wallfahrer aus Persien, Indien und aus andern Ländern, die sich in Mecca anhäufte, ausbrach, und, indem unabhängig von letzt genannten Umständen, die europäischen Ärzte in dem Zustand der Temperatur und Atmosphäre die Ursachen und die Bedingungen zur Entwicklung dieser Krankheit beobachtet haben; sie fanden dieselben nämlich in dem Uebermaße von Hitze, die sich immer auf 39° erhalten hat, in den großen Regengüssen, welche eine höchst schädliche Feuchtigkeit hervorgebracht haben, in dem Anhalten der südlichen und südwestlichen Winde, in der ungeheueren

*) Annales d'Hygiène, October 1831.

Anzahl von Wallfahrtern, welche dieses Jahr zusammenströmten, und in einem kleinen Raume sich zusammenbrängten, in dem Gemisch von gesunden und kranken Menschen, in dem Gebrauche verdorbener Nahrungsmittel und unreifer und verfaulter Früchte, die man mit einer heyspiellosen Begierde genossen hatte, und endlich in den unbeschreiblichen Mühseligkeiten, deren sich diese andächtigen Wanderer aussetzen mußten, um die heilige Pflicht des Besuches des Wallfahrtsortes zu erfüllen. Man wird in Europa kaum glauben, was sich bey einer dieser frommen Wanderungen zugetragen hat. Eine kurze Erzählung möge Ihnen davon einen Begriff beybringen. Während der drey Tage, welche vorzüglich diesen Ceremonien gewidmet sind, begaben sich alle Wanderer, alle Einwohner des Landes und ganze Militärbesatzungen nach Arapata; diese unermessliche, gedrängt dichte Menge blieb daselbst, ohne sich von der Stelle zu rühren drey volle Tage; am 3. Tage wurde sie durch einen Wolkenbruch fast überschwemmt, allein man konnte sich nicht entfernen, denn es handelte sich um das vorzüglichste Gebeth. Die Anzahl der Todten, welche ohne dieß schon beträchtlich gewesen war, wuchs während diesem schrecklichen Tage, und vorzüglich in dem Augenblick, wo der Regen in Strömen herabstürzte, zu einer fürchtbaren Höhe an. Alle Leichen blieben unbestattet, indem jene, welche davon kamen, sich keine Zeit nahmen, sie zu bestatten, und sich allzusehr eilten, um noch denselben Abend nach Mina zu kommen, einem Orte, wo man auf die drey großen bösen Geister, die durch den Propheten daselbst gefangen wurden, Steine zu werfen hatte. Auf diese unglücklichen Auftritte zu Arapata folgte noch größeres Mißgeschick, und die gräßliche Sterblichkeit, die daraus hervorging, stand im Verhältnisse mit den Ursachen, die sie hervorbrachten. Am Feste zu Mina nämlich ist der Gebrauch, daß jeder wohlhabende Muselman einen Hammel tödte und zerstückte, und man versichert, daß 30,000 solcher Thiere an diesem Tage geschlachtet wurden; das Blut und Eingeweide dieser Opfer, die Überreste ihres in Fäulniß übergehenden Fleisches, die Ausdünstung der Leichen von Arapata, welche der Wind nach Mina trug, alle diese neuen Grundstoffe der Verderbniß und des Todes vereinigten sich um auf den höchsten Grad jene Geißel, welche dieses unglückliche Land plagte, zu schwingen. Mina war bald einem Schlachtfelde gleich. Man sah von Minute zu Minute die Menschen todt auf den Straßen niederstürzen, eine allgemeine Furcht jagte die meisten in die Flucht, und so verließ man die Verstorbene und Sterbende und stieß bloß ein gräßliches Geschrey aus. Auch zu Mecca wuchs dieses Uebel immer mehr, die Anzahl der Opfer nahm jeden Augenblick zu, und einige Stunden reichten hin, um Tausende zu sehen, bey denen früher noch keine Spur von Krankheit vorhanden war. Auch der Gouverneur Abidin Bey wollte seinen religiösen Pflichten Genüge leisten, begab sich an dem großen Tage nach Mina, um das Opfer der Hammel zu bringen, die gewöhnlichen Besuche der heiligen Stätte zu machen, und Steine auf die bösen Geister

zu werfen; er wurde aber noch in derselben Nacht von der Krankheit ergriffen und den andern Tag war er nicht mehr. —

— r —

Merkwürdiger Fall von Vergiftung mit Arsenik.

Ein Arzt wurde zu einer Familie gerufen, deren Mitglieder alle von Übelkeit und Erbrechen ergriffen worden und jedes Individuum derselben hatte thranende Augen. Dieses dauerte schon eine Zeit lang; der Herr des Hauses war zufällig außer der Stadt, die Kinder des Hauses gingen alle herum, und die Diensthöthen verrichteten ihre Arbeit, aber bey Allen waren obenangeführte Symptome zu bemerken; bey Allen war auch ein rascher Puls, eine Empfindung von Wärme im Magen, und heftiger Durst vorhanden. Da in der nächsten Nachbarschaft keine einzige Person an ähnlichen Symptomen erkrankte, so schloß der Arzt, daß diese Krankheit nicht aus der Atmosphäre herrühre, auch konnte derselbe in den genossenen Speisen keinen Grund dieser Krankheit ausfinden. Da das Thranen der Augen und die Übelkeit Tag für Tag fortdauerten, so vermuthete der Arzt, daß diese Erscheinungen Wirkungen des Arseniks seyen, indem dieses Gift auf die Augen eine eigenthümliche Wirkung äußert. In dem Wasser, welches die Kranken getrunken hatten, konnte nach der Untersuchung mehrerer ausgezeichneten Chemiker, kein Arsenik entdeckt werden, aber als der Hausherr zurückkehrte, machte er dem Arzte die Mittheilung, daß die Leute, welche früher im Hause gewohnt hatten, Farbenmischer gewesen, und einige ihrer Zusammensetzungen Arsenik enthielten; auch ergab sich, daß, bevor sie ausgezogen waren, sie in die Küche, und in den, das Haus umgebenden Garten, eine große Quantität Arseniksauren Kupfers geschüttet hatten, und da bey dem Zutritt von Wasser zu arseniksaurem Kupfer sich leicht Arsenikwasserstoff bilden, und freywerdend obige Wirkungen hervorbringen konnte, so fühlte sich der Arzt überzeugt, daß die feuchte Lage des Hauses, und der freye Zutritt des Wassers zu obgenanntem Farbestoff diese Vergiftung bewirkt habe. Er verordnete, wegen des entzündlichen Zustandes des ganzen Körpers, eine Aderlaß aber keine Medicin, indem das Arsenik nach seiner Meinung sich nicht mehr im Magen befand, sondern durch den ganzen Organismus sich verbreitet hatte. Dieser Fall war in seiner Art außerordentlich, und noch nie war etwas dergleichen diesem Arzte vorgekommen. Die ganze Familie wurde vollkommen hergestellt, bis auf den Umstand, daß Gliederschmerz sich einstellte, nachdem sie einige Zeit ganz wohl zu seyn geschienen hatte.

— m —

Wohlmeinender Vorschlag, für neue Benennungen von Seelenleiden.

Es hat mich immer gewundert, daß die Psychologen zur Benennung der Krankheiten des Geistes sich sehr weni-

ger Ausdrücke bedienen, so daß sie die feinern Schattirungen von Seelenleiden kaum auszudrücken im Stande sind. Es wäre vielleicht besser, wenn sie die Benennungen *Lörsperliche* Leiden zur Bezeichnung geistlicher Unvollkommenheiten benützten. Ich will zum klaren Verständniß dieses wöhlmeinenden Vorschlages vorläufig nur einige Beyspiele anführen:

Blähungen könnten bezeichnen, jenen Gemüthszustand, der sich dadurch zu erkennen gibt, daß alles, was der Mensch liest, hört und sieht, keinesfalls sich in kräftige Nahrung des Geistes verwandelt, sondern in Luft, die ihn so aufbläht, und ihm eine so hohe Meinung von sich selbst einflößt, daß er vor dem Gemurmel und Getöse seines eignen lieben Ichs, und vor lauter Kollern der Eigenliebe, gar nicht hören kann, was andere meinen. Dieses Kollern ist gewöhnlich ein Zeichen der schlechten Verdauung allgemischter Nahrung des Geistes und kann in der sich enden Lebensart eines trägen schläfrigen Verstandes liegen.

Neid sucht ist jener Mark und Wein verzehrende, das Gemüth ewig wach erhaltende Zustand der Seele, der in einem *Meidischen* sich kund gibt. „*Macroscoit alterius rebus opimis*“ Der Neid, der da erbläst, und mit den Zähnen heimlich knirscht, dem es nahe ans Herz geht, wenn er von dem Glücke Anderer hört, dem bey jedem Höherstiegen, bey jeder schnellen Bewegung eines Andern (wie Neidhüchtlige bey ihrer eigenen) das Herz vor Gram klopfet, der bald schwindlich wird, wenn er auf Höhen sieht, und besondere Gelüste nach Dingen hat, die gar nicht genießbar sind, bloß weil sie ein Anderer hat, der Neid könnte füglich mit der Neidhüchtligkeit bezeichnet werden.

Kindbettfieber (Puerperalfieber) tritt bey einem Autor ein, wenn er eben von einem Buche entbunden ist. Denn so wie bey Frauen, besonders nach der ersten Entbindung, eine große Empfindlichkeit und Reizbarkeit eintritt, die sie leicht zu Entzündungen des Unterleibs disponirt, so dürfte wohl ein Autor nach dem Herausgeben eines und besonders des ersten Buches, ziemlich reizbar, und gegen jede, auch noch so zarte Bemerkung des Recensenten empfindlich seyn, und wenn der Letztere etwas derb ist, und die schwachen Nerven des Autors nicht schont, so kann bey diesem leicht ein entzündlicher Zustand des Unterleibes vorzüglich der Leber und Gallenblase entstehen, die ihn in den gefährlichsten Zustand verlegt, ja sogar, wenn sein Unglücksstern will, durch Verletzung des Milchstoffes auf das Gehirn ihn vor Argerniß deliriren lassen kann. Bey dieser Gelegenheit ist überhaupt zu bemerken, daß ein Autor so ziemlich alle Stadien der Schwangerschaft, der Geburt u. s. w. durchmacht; denn, hat er den Gedanken, ein Buch zu schreiben, im Momente einer geistigen Schöpfung erfaßt, (conceipirt) so bekommt er gewöhnlich, wie die schwangere Weiber, Übelkeiten bey dem Genusse kräftiger Fleischspeisen, er kann nur Das vertragen, was in das Gebieth seines zu schreibenden Buches einschlägt, alles Andere, es sey noch so geistreich, efelt ihn an. Während der Zeit, daß er mit dem Plane

und mit der Ausarbeitung des geliebten Buches schwanger umhergeht, bläht und treibt sich sein Bauch zuweilen so stark auf, daß man ihm die Autorschaft schon daraus ankennt. In dieser Periode fällt die Sucht, aus andern Autoren zu stehlen, wie sie bey Schwangern statt zu finden pflegt, oder die besondern Gelüste nach ganz eigenen Speisen, die man in gesunden Tagen gar nicht genossen, (denn uralte Bücher und Archive, die man nie gelesen, werden durchstäubt). Je höher er in die Monathe, — *nonum prematum in annum* — kömmt, desto eifriger fängt er an, einen Gevatter zu suchen, der mit huldreicher Miene sich dieß Werk dediciren lassen wolle, um einstweilen dem Vater des Kindes gnädig zuzulächeln und sich auch zu einem kleinen Pathengeschenk (etwa zu Druckkosten) herbeizulassen. Nun kommen die Wehen, die Geburtsstunde rückt heran, es findet sich kein Buchhändler, der den lieben Kleinen (wie ein Geburtshelfer) an das Licht der Welt ziehen wollte, endlich hilft sich die gütige Natur selbst — man drückt auf eigene Kosten, und noch weiß man nicht, ist es ein Knabe? (ein kräftiges originelles, männliches Product, im Geiste eines kräftigen Vaters empfangen) oder ein Mädchen? (schwach, zartgebaut, unselbstständig, abgeschrieben). Endlich ist die süße Stunde, wo der glückliche Vater das Kind im schönsten Duodez-Format aus klopfende Herz drückt, gekommen, die Geburt ist vorüber, man nimmt von Freunden und Verwandten Glückwünsche an, und genießt ein Götterleben. Die Nachwehen und die Periode des Milchfiebers fallen beyde, wie schon oben bemerkt, in die Zeit der, über das Buch erscheinenden Recension; hat nun der Autor Säfte genug, so stillt er das Kind durch fortgesetzte Selbstbildung an eigener Brust, und erzieht es zur zweyten verbesserten Auflage; wo nicht, so erzieht er es bey Wasser, das Kind verkümmert, magert ab, und — stirbt.

(Wird fortgesetzt.)

Die Gefährlichkeit bemahlter Zuckerbäcker- und Spielwaaren.

Ungeachtet von Seite weiser Regierungen die zweckmäßigsten Verordnungen gegen bemahlte Zucker- und Spielwaaren erschienen sind, und die Chemie sich in jeder Hinsicht eifrig bemüht, gegen die Schädlichkeit dieser süßen Gifte kräftig warnend aufzutreten, so fehlt es leider in unsern Tagen doch nicht an traurigen Beyspielen von Vergiftungen durch gefärbte Zuckerwaaren, Honigluchen, Teigfiguren, Kinderspielzeugen aller Art, und es gehört unstreitig in das Gebieth der Populären Gesundheits-Zeitung, solche Vergiftungszufälle als Warnungen für unsere Leser mitzutheilen:

1) In Henkes Zeitschrift für Staatsdarzneykunde, Jahr 1831, IV. Heft, wird folgender Fall erzählt: Auf dem Jahrmarkte zu Bieleburg hat am 2. und 3. December 1830 ein Honigluchenbäcker vergiftete Bäckereyen in Form glatter Kränze und Herzen aus Mehlteig roth und grün bemahlt, ausgelegt. Mehrere Kinder die davon gekauft, und genossen, sind dadurch vergiftet, jedoch glücklich wieder her-

gestellt worden. Drey kleine Mädchen fühlten sich nach dem Genuße des sechsten Theils eines solchen Kränzchens höchst elend, konnten nicht stehen und litten an den heftigsten Leibschmerzen. Die Untersuchung hatte später nachgewiesen, daß bey den Farben sogenannten Papageygrün war, welches Kupfer und Arsenik enthält.

2) In Weimar erkrankte im vorigen Jahre ein 4jähriger Knabe unmittelbar nach dem Genuße eines kleinen Stüchchens einer sogenannten Devisenpuppe, welche er in einem Conditoreladen gekauft, unter den Zufällen einer metallischen Vergiftung so heftig, daß seine Rettung nur dem Zusammentreffen günstiger Umstände zuschreiben war.

Die alsogleich in Beschlag genommenen ähnlichen Waaren in verschiedenen Läden wurden dem Dr. Hoffmann zur Untersuchung übergeben, und es ergab sich das Resultat, daß die Zuckerwaaren in vier Schachteln mit „grau, schwarz, Hesselbart und Honig (Nahmen der Conditoreien), und ein Glas mit schwarz bezeichnet war, und daß fast sämtliche Devisen, welche sich in den Schachteln und dem Glas mit schwarz und grau bezeichnet, befanden, mit Farben bemahlt waren, welche entweder Arsenik oder Kupfer, Quecksilber und Bley enthielten, ja daß sogar mehrere Devisen sich vorfanden, in welchen Farben mit allen obgenannten metallischen Giften anzutreffen waren.

3) Auch dem Dr. Schneider kam der Fall vor, daß auf einem Jahrmarkte im November 1830 durch den Genuß einer grüngefärbten Conditorewaare drey Kinder vergiftet waren, aber glücklicher Weise, da die besorgten Ältern den Arzt sogleich herbeyrufen ließen, bald geheilt wurden.

Aus dem hier Erzählten erhellet, daß, ungeachtet der besten Verordnungen über diesen Gegenstand, doch immer noch die schändlichste Gewissenlosigkeit, oder die größte Unwissenheit der Fabrikanten solcher vergifteten Waaren in Deutschland geduldet, und diesem Uebel noch nicht überall gesteuert wird, daß ferner der gemeine Mann noch viel zu wenig über diesen Punct unterrichtet und gebildet ist, und daß auch sonst aufmerksame Ältern, viel zu nachlässig sind, ihre Kinder gegen diesen Schaden zu bewahren, dieselben bunte, mit allen Farben bemahlte Schwaaren genießen, und Spielsachen belecken und im Munde führen lassen, die mit giftigen Mineralsfarben angestrichen sind.

— e —

Palmenblätter für Leidende.

Das einsame Grab.

Es sehet ein Nasenhügel
Auf öder Gräberau,
Drauf freut mit kesseln Flügel
Der Morgen seinen Thau;

Auch senkt er milden Blickes
Manch Blümchen dort herab,
Er weiß, er überkleidet
Ein einsam Heldengrab.

Ein Grab, in dessen Grunde
Zerstäubt ein großes Herz,
Bekannt mit tiefer Wunde,
Bekannt mit tiefem Schmerz.

Kein Marmorbild, kein Denkmahl
Entfernt dem stillen Raum,
Nicht deuten Schrift noch Zeichen
Den süßgen Lebensraum;

Zwey Augen aber finden
Die Stelle, grün umsäumt,
Wo aus den theueren Gründen
Die Frühlingsblume keimt.

Es ist das Aug, das helle,
Das über Wolken thront,
Und heiße Erdentämpfe,
Mit Himmelspalmen lohnt.

Und dann das Kummertrübe,
Das unter Wolken weint,
Bis schwergeprüfter Liebe
Der neue Morgen scheint!

O laß den Marmor sprechen
In weiter Gräber Rund;
Wenn Gruft und Kiesel brechen
Spricht auch der summe Mund.

Da sinket jede Binde
Von unsern Augen ab;
Dum, Blumen, weht gelinde
Um das verlassene Grab!

U. F.

Miscelle.

Die Armen und Reichen in Spanien. Es gibt in Spanien zwey Classen von Menschen, die alle Tage Sonntag haben, die sehr Reichen und die sehr Armen; die Ersteren, weil sie nichts zu thun brauchen und die Letztern, weil sie nichts zu thun haben; aber Niemand mag die Kunst nichts zu thun und vom Nichtsthun zu leben, besser verstehen, als die Armen in Spanien. Das Klima thut die eine Hälfte, und das Temperament die andere. Man gebe einem Spanier im Sommer Schatten, und im Winter die Sonne, ein wenig Brot, Knoblauch und Oehl, einen alten braunen Mantel und eine Guitare und die Welt mag nun thun, was ihr gut dünkt. Armuth? für ihn hat sie nichts Unangenehmes. Sie stehe ihm, wie sein zerlumpter Mantel, gebe ihm nämlich gewissermaßen etwas Großartiges.

Er ist ein Hidalgo, und ginge er in Lumpen. „Die Söhne Albambra“ sind eine vortreffliche Erklärung dieser practischen Philosophie. Wie die Mauren glaubten, das himmlische Paradies befände sich gerade über diesen begünstigten Orte, so bin ich bis weissen geneigt zu glauben, ein Strahl des goldenen Alters überstrahle noch heute die zerlumpte Gemeinde. Sie haben nichts, sie thun nichts, sie kümmern sich um nichts. Aber obgleich ganz unthätig an den Wochentagen, feyern sie doch alle Sonn-, Fest- und Heiligentage eben so gut und streng, wie der fleißigste Handwerker. Sie wohnen allen Festen und Tanzgesellschaften in Granada und der Umgegend bey, brennen am Vorabende des Johannisfestes Freudenfeuer auf den Bergen an, und tanzen neulich die ganze Nacht hindurch, als sie ihre drey Weizengarben auf dem Feldstückchen innerhalb der Weste eingeeentet hatten, um das Erntefest recht ordentlich zu feyern.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft in der Stadt, Spiegelgasse, nächst dem Graben, Nr. 1095.

Bedruckt bey U. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

P o p u l ä r e

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

f u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

63.

Wien, Mittwoch den 8. August

1832.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagsbuchhandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drei Gulden S. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden S. M. ganzjährig, und um vier Gulden S. M. halbjährig wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendorfsche Buchhandlung in Monatsheften mit Umschlägen versehen.

Bemerkungen über den Zustand der Medicin in der Turkey und vorzüglich in Constantinopel.

(Im Auszuge mitgetheilt aus Hufeland's Journal, April 1832).

Da so wenig über den Zustand der Medicin in Constantinopel bekannt ist, und der Verfasser dieses Aufsatzes, Fürst D. Maurocordato wiederholt um Auskunft hierüber aufgefordert wurde, so theilt derselbe dasjenige hierüber mit, was er während eines langen Aufenthaltes in Constantinopel zu beobachten Gelegenheit hatte.

Der Verfasser glaubt, man sehe überhaupt die Türken und Griechen entweder aus einem zu guten, oder zu schlechten Gesichtspuncte an; wenn gleich ihre Civilisation nicht so weit vorgeschritten, wie im größten Theil des übrigen Europa, so muß man sich auch nicht anderer Seits eine völlige Barbarey denken. — Die Lage von Constantinopel ist, unter dem 41° L. und 47° Br. Das Klima gehört zu dem angenehmsten und mildesten der Erde. Von der Natur ist diese Stadt, wie vielleicht keine andere begünstigt, und von der Kunst, wie vielleicht keine andere vernachlässigt worden. Es ist kaum möglich die wahrhaft himmlische Lage Constantinopels und ihrer Umgegend zu schildern; auch möchte jede Beschreibung, selbst des größten Dichters, nur ein schwaches Bild derselben geben; man muß sie selbst sehen, um einen Begriff zu haben, was die Natur in ihrer Fülle und Pracht hervorbringen im Stande ist. Die Luft ist sehr heiter und gesund, der Winter nicht übermäßig streng, im Gegentheile mild, angenehm,

und dem Körper sehr zuträglich. Die Hitze des Sommers wird durch die gelinden nördlichen Winde und die kühlen Zephyre sehr gemäßiget. Die Straßen von Constantinopel sind sehr unrein und eng, erst seit kurzem sorgt die Regierung für größere Reinlichkeit.

Im Allgemeinen kleidet man sich sehr warm, die Kopfhaare werden abrasirt, und der Kopf durch Turban und Mütze geschützt, der Unterleib durch Schawl und andere Dinge warm gehalten. Im Winter bedient man sich der Pelze, da die meisten Häuser aus Holz, ohne Ofen, und ziemlich schlecht gebaut sind. Die Nahrungsmittel sind weniger nahrhaft als die in Deutschland; Fleisch wird wenig genossen, das Rind- und Kalbfleisch ist gewöhnlich schwer verdaulich, das Ziegenfleisch bringt Diarrhöe hervor. Geflügel ist in großer Menge und von vorzüglicher Güte vorhanden, und übertrifft bey Weitem das in Deutschland. Am wichtigsten aber ist die Menge von Gemüse und Früchten, die im reichlichen Maße genossen werden; der Reis ist ein Hauptnahrungsmittel, vorzüglich der Türken; der aus demselben bereitete sogenannte Pilaw darf nie auf türkischer Tafel fehlen. Auch die Fische und Weichthiere bilden Hauptartikel der Nahrung; Olivenöhl wird viel genossen, da es weniger als Butter kostet. Indessen fängt man jetzt auch in der Turkey an, seine Lebensart nach Art der Europäer einzurichten. Früchte genießt man vorzüglich viel, ganz allgemein und häufig ist der Gebrauch der Zitronen, von deren Schalen die Meeresufer von Constantinopel bedeckt sind. Der Kaffee wird in sehr großer Menge, ohne Zucker und Milch getrunken; Der Thee ist nur bey den Franken in Gebrauch; er paßt auch weniger zu dem warmen Klima südlicher Gegenden; Tabak wird viel geraucht. Viele sind an diese beyden

Dinge so gewöhnt, daß sie, bevor sie des Morgens Kaffee getrunken und Tabak geraucht haben, nicht ein Wort sprechen und nicht das mindeste Geräusch hören können, ohne auf eine sehr unangenehme Weise afficirt zu werden. Was geistige Getränke betrifft, so machen Türken entweder gar keinen Gebrauch, den Gesetzen ihrer Religion treu, oder einen Mißbrauch davon. Die Serbet, d. h. Fruchtsäfte mit Zucker, Limonaden u. s. w. sind sehr im Gebrauch. Alle Lebensmittel bringt man von Außen her, so daß sie immer im Uebermaße vorhanden sind. Selbst das Wasser wird einige Stunden weit durch Kanäle nach Constantinopel geführt, und ist daher sehr trübe, wenn es geregnet hat. Regen ist oft, Schnee selten, am meisten noch im Monath März, doch nie so viel, daß man Schlitten fahren könnte. Das Meer gefriert nie, nur ausnahmsweise, wie im Winter des Jahres 1812. Doch gibt der Olympus, der nicht weit von Constantinopel ist, Eis genug zur Erfrischung. *) Es existirten in der Türkei von jeher viele Schulen für Kinder, und Lyceen für Erwachsene; es wird darin aber nur Arabisch, Persisch und Kalligraphie gelehrt; aber eine medicinische Schule hatte früher nicht existirt; auf griechischen Universitäten wie z. B. auf der in Chios, Sydonia und auch der nationalen zu Constantinopel wurde Mathematik, Physik und Chemie getrieben. Kaum aber hatten sie zu blühen angefangen, so wurden sie auch schon durch die bekannten Ereignisse zu Grunde gerichtet. Seit den neuern, vom jetzigen Sultan getroffenen Einrichtungen besteht eine medicinische Universität, *Liphane* genannt. Sie ist zwar bis jetzt nicht besonders, und kann mit deutschen Universitäten nicht verglichen werden, es läßt sich aber erwarten, daß sie sich immer mehr vervollkommen wird. Die Lehrer sind entweder Griechen, die auf europäischen Universitäten studirt haben, oder Franken; alle aber kennen sehr wenig die türkische Sprache, und dennoch bemühen sie sich in türkischer Sprache über Physik, Pathologie u. s. w. zu lesen! Es ist sehr possierlich einen solchen Vortrag mit anzuhören. An dieser Universität werden (außer der französischen und arabischen Sprache) noch vorzüglich folgende Collegia gehalten: 1) Physik und zwar ohne Experimente und in einer Sprache, die aus türkischen arabischen, persischen, französischen und italienischen Wörtern zusammengesetzt ist; dieses babilonische Sprachgemengsel findet man in allen Vorlesungen. Mathematik wird auch da besonders getrieben. 2) Anatomie, die aber auf eine eben so erbauliche Weise, wie die Physik, ohne alle Anschauung der Natur vorgetragen wird. Die Knochenlehre (und zwar noch mit Ausnahme einiger schwer zu demonstrierenden Knochen) wird ziemlich gut vorgetragen, aber mit den übrigen Theilen der

Zergliederungskunst steht es ziemlich schlecht, da Leichendöffnungen verbotben sind. Man kann daher auf die türkischen Schüler der Anatomie den Spruch anwenden „sero venientibus ossa.“ Alles wird nur nach den Loderischen Tafeln gelehrt. 3) Krankheitslehre. Diese setzt dem Geiste der Universität die Krone auf; der Lehrer legt da ein Elementarbuch zu Grunde, nimmt so eine Krankheit nach der andern ex officio durch, beschreibt sie, und führt die Heilmittel dagegen an; eine Übung am Krankenbette ist nicht damit verbunden, die jungen Leute gehen dann sogleich zur selbstständigen Praxis über. 4) Die Chirurgie wird eben so ohne alle Selbstanschauung gelehrt, Operationen werden zwar vor den Eleven gemacht, aber die Kranken werden in ihren eigenen Wohnungen behandelt, und bezahlen dafür den Chirurgen. Die Zöglinge dieser Universität sind aus den vornehmsten Familien, ihre Zahl ist gegen 280. Sie werden bey der Armee angestellt, wenn sie die vorgeschriebenen Collegia gehört haben. Fürst *Maurice de Saxe* hat mit mehreren von ihnen gesprochen, und meint, daß, wenn sie gleich keineswegs als vollkommene Ärzte und Chirurgen betrachtet werden können, doch nicht zu leugnen sey, daß sie in Verhältnis zu den Mitteln, die ihnen zu Gebote stehen, noch ziemliche Kenntnisse besitzen. Diese Universität steht auch den Griechen offen, es haben sich jedoch bis jetzt nur wenige dort eingefunden.

Die medicinische Praxis in Constantinopel hat das Eigenthümliche, daß in Hinsicht der Ausübung derselben große Freyheit herrscht. Man unterscheidet mehrere Classen. Unter diesen ist die der wissenschaftlich Gebildeten, leider die am wenigsten zahlreiche; unter den 1000 Ärzten Constantinopels sind es vielleicht drey, die wirklich gebildet und würdig sind, den heiligen Nahmen des Arztes zu führen; alle übrigen sind mehr oder weniger Charlatans. Man kann von ihnen folgende Classen aufstellen: 1) Es gibt *Asclepiaden*, d. h. Ärzte, auf welche die Medicin durch ihre Großväter oder Väter, welche practicirten, vererbt wurde. 2) Apotheker; sie besitzen ja die Mittel, wodurch Krankheiten öfters gehoben werden, warum sollen nicht auch sie dieselben anwenden können? 3) Empiriker; diese kommen den *Asclepiaden* am nächsten, nur können sie sich nicht medicinischer Abkunft rühmen; sie haben ihr weniges Wissen von einem andern Arzte gelernt, und nur ihre Söhne werden als *Asclepiaden* betrachtet. 4) Personen, die meistens in Stalien Medicin studirt haben, und zwar gewöhnlich solche, die dort im Examen durchgefallen sind; sie sind vorzüglich gefährlich, ihnen fehlt es sowohl an Theorie als an Praxis, sie haben genug, wenn sie ihr „segnare purgare, clisterisare“ gelernt haben. 5) Die Kunst der Barbierre. Seitdem das *Froussais'sche* System herrscht, halten sie sich auch für berechtigt, den Arzt zu machen; die Ärzte brauchen ja nichts anders als: Aderlässe, Blutegel, Schröpfköpfe; dieß aber können sie auch thun und noch mehr. Aus dem eben Gesagten läßt sich leicht auf den tiefen Stand der Medicin

*) Der Olymp liegt zwey Tagereisen weit von Constantinopel, wenn man zu Lande hinget; zu Wasser, mit einem günstigen Winde kommt man viel schneller hin; seine mit Schnee bedekten Gipfel kann man von Constantinopel aus sehen, am Fuße dieses Gebirges liegt die Stadt *Brussa*, sehr berühmt wegen der dortigen Mineralquellen von Eisen und Schwefel.

in Constantinopel schließen, und man sollte vermuten, daß jeder gebildete Arzt dort sehr gut aufgenommen seyn müsse. Allein dem ist nicht so! Die Hauptschwierigkeit ist die Sprache; ein Arzt muß griechisch und türkisch, zwey für Fremde sehr schwere Sprachen, sprechen; mit Dolmetschern kann man nicht viel ausrichten. Zweitens begünstigt der Fatalismus der Türken sehr den Charlatanismus. Wenn der Kranke stirbt, so heißt es, er sollte sterben; geneset dagegen der Kranke, so sind alle dem Arzte verbunden, indem sie in ihm einen Mann sehen, der von Gott als auserwähltes Werkzeug seines Willens, mit diesem ausgezeichneten Talente begabt ist. Drittens sind die Charlatans so mächtig, daß man große Gefahr laufen würde, wenn man ihre Kunstgriffe öffentlich beleuchten wollte. Sie reichen sich wechselseitig die Hände, weil sie zu einer Fahne geschworen, und andern zu schaden ist ihnen leicht, da ein jeder von einem Aga Effendi geschützt wird.

Auf diese Weise besteht die ganze Kunst des Praktikers im Aderlassen, Purgiren, Alistiren und Blutegelslegen. Jemand ist krank; er muß was brauchen. Was? Das wird erst die Erfahrung lehren, ohne daß man um die Natur des Uebels fragt. Man gibt ein Mittel, es hilft, so ist der Arzt fertig. Es nützt nicht oder schadet, nun so versucht man ein zweytes, drittes u. s. w. bis es nützt, oder der Kranke nach dem Willen Gottes in eine andere Welt gefördert wird. Trotz dem sind aber die Ärzte sehr geachtet, die Türken nennen sie Hekim (Weise) oder Hekimbashi (Erzweise). Die Griechen geben ihnen den Titel Excellenz.

(Der Beschluß folgt.)

Aus dem Tagebuche eines Arztes.

Wer das Leben nur von der schönen Seite kennen gelernt, und nicht auch die Schattenseite desselben näher beobachtet hat, der möge doch einmahl mit einem Arzte einige Tage das menschliche Glend in seiner ganzen Nacktheit sehen. Ah! wie unglücklich muß der Jüngling seyn, den ich heute in Behandlung nahm. Er war einst schön, kraftvoll, blühend und strotzend von Gesundheit, seine Geisteskraft ungeschwächt, sein Gemüth heiter, sein ganzes Leben ein Garten, beschattet von den hohen fruchttragenden Bäumen seiner großen Lehrer, und durchschnitten von dem stillfortfließenden Bache eines guten Gewissens, und jetzt, wie stand er heute da vor mir, welk und zerbrochen, eine Blume, geknickt durch die Hand eines übelgestimmten, heuchlerischen Verführers, angehaucht von dem pestartigen Athem schwärmerischer Jugendfreunde, die selbst allem Großen und Schönen entfremdet, ihre größte Freude daran finden, das selige Thal, wo die Unschuld wohnt, zu vergiften. Wie er da stand vor mir, der zerknirschte Jüngling, reuevoll blickend auf die süßen Kelche, die er im Zaumel der Verführung geleert. Indessen traue ich mir bey solchen Menschen, deren große Seelen das vergangene Leben in seiner ganzen Entwürdigung tief durchblicken, weit eher einen

Heilerfolg zu, als bey verstockten Sündern, die durchaus der Sünde das vertheidigende Wort fuhren. Ich freue mich den heute übernommenen kranken Jüngling nur zu den Verirrten, nicht zu den Gefallenen rechnen zu können. Das Uebel, das ihn erfaßt, konnte doch nur seine Hülle, die Oberfläche seines besseren Ichs treffen. Er selbst ist noch unberührt, seine Geisteskraft wird, wenn sein Körper nur einigermaßen geheilt wird, in ihrer ganzen Fülle wieder aufleben.

Ich war heute entzückt, als ich die liebenswürdige E., ihren Säugling am Busen, ihren Gatten rechts, ihre Kinder vor ihr stehend, in einer, mir unvergeßlich schönen Gruppe beysammen fand. Sie verließ heute, nach einer lang überstandenen Krankheit, zum ersten Mahl das Bett, ihr Blick war freudetrunken, als sie so viele Freudenthränen fließen sah. Die Kinder traten mir mit dankenden Blicken entgegen, faßten meine Hände, und sprachen: „Gott hat sie uns doch erhalten!“ Ihr Gemahl konnte kein Wort hervorbringen, umarmte mich, und deutete bloß auf das Herz. Ich habe heute so mancher Leiden meines Berufs, so mancher Plage, die damit verbunden ist, vergessen. O! wie viel reichlicher bin ich durch diese arme Familie belohnt worden, als durch manchen reichen geheilten Kranken, der mir viel Gold gab, aber nur den Arzt beim Zahnen vor sich sah, und an den Menschen ganz vergaß. Wenn so mancher meiner Kranken wüßte, wie weit reichlicher soicher Dank als Goldbörseu lohnen, er würde gewiß dem Arzte weniger Geld aber desto mehr Dank dem Menschen geben.

Lange wußte ich nicht, warum die Frau L. abmagert, hüßelt, immer kränklicher wird, keinen Appetit und schlaflose Nächte hat. Ich forschte nach den Ursachen, die etwa in ihrem Körper verborgen lägen, und so tiefe Verwüstungen anrichteten; aber umsonst war alles Nachdenken, bis ich endlich durch einen unbedeutenden Zufall auf die Grundursache ihres Uebels kam. L. war sonst eine sehr wirtschaftliche thätige Frau, die an Häuslichkeit und an Erziehung ihrer Kinder ihre größte Freude fand. Nur in den Stunden, die ihr von den häuslichen Angelegenheiten übrig blieben, pflegte sie mit ihrem Manne, wenn er aus dem Amte kam, ein gutes Buch, das sie über ihre Bestimmung als Mutter und Hausfrau aufklärte, zu lesen. Heute fand ich auf ihrer Toilette ein Buch, dessen Verfasser unter diejenigen gehört, die einen männlichen starken Geist in den heiligsten Überzeugungen ihre machen können, wie viel leichter ein schwaches Weib. Eine Freundin, deren Mann dadurch sein eigenes Glück unvermerkt untergraben hatte, daß er seine Gattin ihrer Bestimmung entzog, und einer überspannten Lectüre sich hingeben ließ, diese Freundin suchte mit ihren Büchern Eingang bey dem schlichten Herzen der liebenswürdigen L. zu finden, die leider, dieses schleichende Gift nicht ahnend, sich demselben hingab, und nicht bloß auf Kosten ihres Geistes, sondern wie ich eben erfahre, auf Kosten ihres Körpers, solcher überreichenden, und zuletzt

Nervenschwäche zurücklassenden, unmäßigen Geisteskost sich überließ.

Ein jeder Arzt sollte sich um das, was im Hause gelesen wird, still erkundigen, und er wird manche Krankheitsursache, die er in einem kalten Trunke, in einer unverdaulichen Speise u. s. w. sucht, in der Bibliothek finden, die allzugewürzte, unverdauliche Bücher enthält, deren Inhalt das gesundeste Blut des Verstandes und des Herzens in das Wässerige der Sentimentalität und der Kränklichkeit eines überreizten Nervensystems verandelt.

(Wird fortgesetzt.)

Aphorismen,

über die Krankheiten der Handwerker und Künstler.

Wenn Kinder der Professionisten so weit gekommen sind, sich selbst einen Stand zu wählen, so sollte man nach ihrem Temperament und nach ihrer physischen Körperschaffenheit sehr genau bestimmen, zu welchem Gewerbe sie passen, weil man auf diese Art Krankheiten zuvorkommen würde, zu denen sie von Natur Anlagen hatten.

Handwerker, welche einen so lärglichen Lohn bekommen, daß sie nicht im Stande sind, sich gesunde Nahrung zu verschaffen, ergeben sich zuweilen dem Branntweintrunke, gewöhnen sich eine Menge Kasser an, und geben sich allen Ausschweifungen hin, um in der Betäubung ihren elenden Zustand zu vergessen. Natürlich liegt hierin der Grund zu einer Menge von Krankheiten, deren Opfer sie werden.

Die Gefahr bey Handwerken und andern Verrichtungen kann sehr verschieden seyn, je nachdem sie im Freyen oder in einem eingeschlossenen Raume ausgeübt werden.

Sterblichkeit und Armuth sind oft deswegen in Manufakturstädten größer, als in andern, weil neben der sitzenden Lebensart der Arbeiter, auch noch ihre Sorglosigkeit in Bezug auf ihre Einnahme groß ist. Sie verthun ihren Lohn, ohne daran zu denken, wie leicht Stockung im Handel eintritt oder eine Krankheit ihnen die Mittel rauben kann, ihren Unterhalt zu verdienen.

Neues aus der Zeit.

Der Menschenfresser Ramon Mataojo. Vor kurzem kam das Schiff l'Emulation von Montevideo nach Toulon zurück und brachte einen Menschenfresser von dem Stamme der Charruas mit, den man jetzt zu Paris erwartet, wo er dem Seceminister und vielleicht auch dem Könige vorgestellt werden soll. Die Nation der wilden Charruas, die sich vor der Ankunft der Spanier an dem Rio de la Plata von dem Cap. Sainte Marie bis an den Uragay, längs diesem großen Stusse hin, erstreckte, ist vielleicht

die kriegerischste und wildeste unter allen denen, welche auf diesen Ebenen herumirandern, selbst die Pampas nicht ausgenommen. Hr. von Azara, der lange in diesem Theile von Südamerika herumgereiset ist, versichert, sie habe mehr spanisches Blut vergossen, als die Eroberung Mexicos und Perus gekostet habe.

Dieser Völkersamm, der noch nicht ganz ausgegittigt, aber so geschwächt worden ist, daß er nichts Wichtiges mehr unternehmen kann, richtet doch bisweilen in der Provinz Montevideo bedeutende Verheerungen bey den Besitzern der Estancias an. Zur Unterdrückung dieser Art von Räuberereyen versuchte der gegenwärtige Präsident der Republik, Don Fructuoso Ribera, im Jahr 1830 eine Unternehmung gegen diese furchtbaren Indianer, deren Erfolg die Ausrottung eines großen Theils der Charruas und die Gefangennehmung von 150 Männern und Weibern war, welche sich jetzt zu Montevideo befinden.

Ramon Mataojo, einer von diesen Gefangenen, welcher dem Befehlshaber der Emulation von der argentinischen Regierung geschenkt ward, ist ein Mann von mittlerer Statur und von einer verhältnismäßig größern Stärke; alle seine Gliedmaßen gewähren die Vorstellung von Kraft; seine Farbe ist etwas hell-fasianiensbraun; seine Haare sind schwarz, glatt und fettig und voll von Ungeziefer, ehe man sie ihm am Bord des Schiffs abschor; die Füße sind klein, so wie auch die Hände, diese sind sehr hübsch; der Kopf ist dick und das Gesicht aufgedunsen; das außerordentliche Hervorstehen der Backenknochen gibt ihm diesen Anblick. Seine Nase ist klein und stumpf. Er hat kleine Augen, mit großen Augentwimpern, und ein sehr scharfes Gesicht. Er hat weder einen Bart noch an irgend einem Theile seines Körpers Haare.

Ramon Mataojo, der fünf Weiber hatte, welche, wie er zu Montevideo kriegsgefangen sind, spricht und versteht etwas Spanisch. Da er die Erlaubniß nicht erhalten konnte, seine fünf Weiber mit aufs Schiff zu nehmen, so brachte er die ersten Tage seines Aufenthalts auf diesem in einer auffallenden Unempfindlichkeit zu. Bisweilen heulte er, wenn man ihm etwas zuwiderthat, und sagte, er wäre ein armer Teufel. Nach und nach gewöhnte er sich an seinen Aufenthalt, wurde zutraulicher und wollte zuletzt lachen. Ohne Widersträuben legte er die Kleider an, die man ihm für die beyden elenden Lumpen von Poncho gab, womit er kaum bedeckt war. Mehr Mühe kostete es ihm, sich an die Schuhe zu gewöhnen; sein Gang erregte ein lautes Gelächter, worüber er nicht böse ward. Er mußte sich mit den Speisen an Bord des Schiffes begnügen, ob ihm schon bisweilen Gelüste nach Menschenfleisch einfielen. Eines Tages sagte er zu einem unbändigen kräftig aussehenden Burschen ganz ernsthaft, er müsse ein herrliches Gerüchte abgeben, und erzählte mehreren Leuten von der Mannschaft, er (Ramon) habe zehn Weiber umgebracht und verzehret. Der Gedanke an seine Ankunft in Frankreich machte ihm Vergnügen, weil man ihm da eine Menge Weiber und Pferde versprochen hatte; weiter gingen jetzt seine Wünsche nicht. Er sagte, er sey 29 Sonnen (Jahre) alt, die er an den Fingern herzählte. Er glaubt indessen feif und fest, daß es ihm an Menschenfleisch nicht fehlen werde. Man weiß daher nicht, was man mit ihm zu Paris anfangen wird, ob man ihn in die Menagerie thau oder Hr. Geoffroy Saint Hilaire (der ein großer Liebhaber alles Ungeheuern ist) übergeben soll.

Herausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft in der Stadt, Spiegelgasse nächst dem Graben Nr. 1095.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

P o p u l ä r e

Oesterreichische Gesundheits = Zeitung ;

3 u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

64.

Wien, Samstag den 11. August

1832.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlags-Handlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit dreyn Gulden C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monathheften mit Umschlägen versehen.

Bemerkungen über den Zustand der Medicin in der Törkey und vorzüglich in Constantinopel.

(B e s c h l u ß.)

Die Militärspitäler der Türken sind noch sämmtlich im schlechten Zustande, die Krankenwärter sind nur Mannspersonen, da Frauen nicht unvershleyert erscheinen dürfen. Die Griechen haben seit langer Zeit Nationalspitäler gehabt. Ehemahls hatten sie in Pera ein sehr schönes Local; seitdem aber die edlen Familien durch die neueren Zeitereignisse ganz zu Grunde gerichtet sind, ließen die zunächst wohnenden Türken diese Spitäler schließen, daher existirt jetzt nur noch das Spital von Galata, welches wegen seiner Lage am Hafen und des dadurch möglichen schnellen Transports früher nur für sehr gefährliche Kranke bestimmt war. Es mangelt in diesem Gebäude oft an Platz, da es nicht in Säle, sondern nur in kleine Zimmer, die höchstens 3 Betten fassen, eingetheilt ist. Die Mittel des Spitals sind sehr gering, und dessen Einkünfte beschränken sich hauptsächlich auf Beyträge der Griechen, und der Gesandtschaften der verschiedenen europäischen Mächte, welche alle aus ihrem Staate ankommenden Schiffe etwas zu zahlen verpflichten, damit sie im Falle der Noth schnelle Hilfe haben können. Da der Spitalarzt nur einmahl des Tags die Visite macht, und sein Assistentarzt, ein Apotheker, des Nachts nicht im Spital bleibt, so bleiben die Kranken in dieser Zeit dem Schicksal überlassen. Die Wartung und Pflege der Kranken ist ziemlich gut. Von der Aufnahme in dieses Spital sind alle ansteckenden Krankheiten Leidende ausgeschlossen. Der Stifter dieser Anstalt ist der Fürst Demetrius Ru-

rusi, der es gebaut, beschenkt und seiner Nation gewidmet; seinem Beispiele folgten mehrere wohlgestimmte und vermögende Griechen, und ließen oft Das, was die Zeit zerstört hatte, wieder aufbauen.

Die Apotheken sind im Ganzen ziemlich so eingerichtet wie in Deutschland, sie sind aber fast alle, mit Ausnahme von fünf in Constantinopel, sehr elend. In den andern Städten der Törkey gibt es eigentlich nur Droguisten, so daß die Ärzte genöthigt sind, die Arzneyen selbst zu bereiten.

Die Aufsicht über die Apotheker ist eigentlich dem Leib- arzte des Sultans übertragen; allein was kann er thun, da ein jeder von ihnen einen mächtigen Aga zum Beschützer hat, und überhaupt fühlt er sich zur Untersuchung gar nicht bewogen, da er von keinem Arzte dazu aufgefordert wird.

In die allgemeine Gewerbefreyheit, die in der Törkey existirt, ist auch die Ausübung der Medicin mit einbegriffen. Ohne aller vorhergegangenen Prüfung kann ein Jeder dort practiciren. Die Gesandten der europäischen Mächte bringen fast alle ihren eigenen Arzt mit, der als Glied der Gesandtschaft, nicht nur verpflichtet ist die Kranken der Gesandtschaft, sondern auch sämmtliche Unterthanen seines Staates zu behandeln. Die meisten Türken, wenigstens alle Vornehme, haben einen Hausarzt, der für jede seiner Visiten, die er gewöhnlich wöchentlich einmahl abtattet, sogleich bezahlt wird.

Da die Türken durch ihre sitzende Lebensart, ihr häufiges Kaffeetrinken, Tabakrauchen, und durch den Genuß der fetten Speisen, fast immer der Medicin bedürfen, so entfernt sich der Hausarzt selten ohne Etwas zu verschreiben. Wird aber ein Türke ernstlich krank,

dann besucht ihn der Arzt öfters, wird auch hier gleich bey jeder Visite bezahlt, erhält aber außerdem, wenn er den Kranken herstellt, ein besonderes Geschenk. Früher bezahlte man für eine jede Visite 1 — 2 Ducaten, jetzt aber, wo das Land so viel gelitten hat, und die vornehmsten Familien zu Grunde gerichtet sind, gibt man gewöhnlich 1 — 2 Thaler. Die angesehensten Ärzte haben einen Bedienten bey sich, der besonders vom Kranken bezahlt wird; eben so die Schiffer, die den Arzt fahren. Equipagen gibts nicht. Den Ärzten ist der Zutritt zu den türkischen Harems gestattet, jedoch immer unter Aufsicht des Herrn oder des Vorstehers, und die türkische Eifersucht muß dabey sehr geschont werden. Man muß aus dem Pulse, der Zunge, und einigen kurz gefaßten Fragen, die Krankheit erkennen, da die Patientinnen verschleiert — sich nicht einem langen Examen unterwerfen, und überhaupt dem Arzte kein Zutrauen schenken, der alles fragt und nichts prophezeit.

In Constantinopel gab es früher Ärzte der verschiedensten Schulen; das neue System von Bruffais hat jedoch, theils wegen der Neuheit der Sache, theils wegen der leichten Ausführbarkeit seiner Heilmethode, die alles mit Blutentziehungen heilt, alle früheren verdrängt. Neulich ist auch ein *Homöopath* in Constantinopel angekommen, er rühmt sich freilich Wunder gethan zu haben, *Maurocordato* aber hat Gelegenheit gehabt, manche mißlungene Cur zu beobachten. Die Chirurgie befindet sich in Constantinopel in einem traurigen Zustande. Bey jeder gefahrvollen Operation muß die Erlaubniß des Richters nachgesucht werden, sonst ist der Chirurg für den Ausgang verantwortlich. Für die gewöhnlichen Fälle gibt es Leute, die sich bloß auf einzelne Operationen verlegen, und es zuweilen zu einer ausgezeichneten Fertigkeit bringen. Die Barbierer geben sich auch mit dem Ausziehen der Zähne ab, und vor jedem Barbierladen hängen gewöhnlich eine Menge ausgezogener Zähne, die an Schnüren befestigt sind und mit allerley gefärbten gläsernen Kugeln geziert sind, zum Beweise, daß er schon viele Zähne ausgezogen hat. Die Hebammen bilden eine besondere Classe; sie werden nicht unterrichtet, sondern eine theil der andern mündlich ihre Erfahrungen und Fertigkeiten mit. So lange die Wöchnerin das Wochenbett hülthet, darf sich Niemand, selbst von den nächsten Verwandten, ihr unangemeldet nahen, weil, wie man glaubt, sonst der Wöchnerin und dem Kinde große Gefahr droht.

Was die in Constantinopel und in der Türkei überhaupt herrschenden Krankheiten betrifft, so ist unverkennbar die Pest die größte Geißel, sie ist ein wirklicher *Protheus*, und zeigt sich unter allen Gestalten, so daß selbst jene, die sie oft beobachten, sich zuweilen täuschen. Diese Krankheit ist durchaus von Jahreszeiten und atmosphärischen Verhältnissen unabhängig. Sie ist gelinde oder verheerend, im Winter sowohl als in den Monaten Juny und July. Die Griechen haben einige Spitäler für Pestkranke, sie sind sehr geräumig. Neulich hat ein *Homöopath* versucht, sie homöopathisch zu curiren, allein es ist ihm nicht gelungen, auch nur Einem

herzustellen. Es gibt dagegen eigene Ärzte, von den Griechen *Mortis* genannt, die sich nur mit der Behandlung der Pest abgeben, und bey dem ersten Blick, fast immer richtig vorausbestimmen, ob der Mensch sterben wird oder nicht.

Der Pest ähnlich ist der sogenannte *Sama-Zeli*, das ist eine vorzüglich in Syrien und Arabien herrschende Art von Wind. Diejenigen, die ihn einathmen, fallen bewußtlos zu Boden, und, wenn nicht schnelle Hülfe geleistet wird, so stirbt der Mensch in kurzer Zeit. Dieser Wind kommt nur selten und zwar während der großen Hitze im Juny, July und August. In Arabien und Syrien erkennt man das Herannahen dieses Windes durch ein Mißverhältniß zwischen der Erhöhung der Lufttemperatur und der Kälte der Gewässer. Die Thiere bleiben plötzlich stehen und wollen durchaus nicht weiter gehen, sobald der Wind nahe ist. Er soll einen schwefelähnlichen Geruch verbreiten, und hält meistens eine Viertelstunde an.

Die sogenannte galante Krankheit war vor einigen Jahren außerordentlich selten, und die Keuschheit der Türken trug viel zu ihrem Nichtfortkommen bey. Ihre Religion verpflichtet sie, sich so oft als möglich zu waschen, daher die große Anzahl von öffentlichen und Privatbädern; jedoch ist von jenen großen und herrlichen Bädern der griechischen Kaiser, keine Spur mehr vorhanden. Fürst *Maurocordato* klagt, er habe im Jahre 1831 bey weitem nicht jene Sittlichkeit in Constantinopel gefunden, wie sie sonst war, und daß obgenannte Krankheit sich seit einigen Jahren leider immer mehr in dieser Stadt verbreite.

Die Frauen in Constantinopel leiden häufig an Krämpfen und Mutterbeschwerden, und die geringste Ursache führt bey ihnen die fürchterlichsten Anfälle herbey. Oft ist auch die Verstellung mit im Spiel, um ihren Willen zu erlangen. Sehr viel trägt hiezu das Klima und ihre sitzende Lebensart bey. Die Griechinnen in Constantinopel leiden häufig an Magen- und Leberübeln, eine Folge der feinen Handarbeiten, durch die sie so ausgezeichnet sind, und die sie nöthigen, gebückt zu sitzen. Die Menschenpocken sind noch häufig in Constantinopel. Es gibt zwar Leute außer den Ärzten, die sich mit dem Einimpfen beschäftigen, aber es ist schwer, daß man Impfstoff bekommt, da derselbe aus Wien oder Paris kommt, und solche Einimpfer höchstens alle drey bis vier Jahre sich neuen Stoff schicken lassen. Die Regierung kümmert sich gar nicht darum. Doch scheint die Impfung in der neuesten Zeit mehr beachtet zu werden, da der Sultan selbst seine Söhne hat impfen lassen. Durch falsche Meinungen und Vorurtheile sieht man in der Türkei in manchen Krankheitsfällen ein sonderbares Verfahren. So werden z. B. Leute die ins Wasser gefallen sind, an den Füßen aufgehängt, und so lange auf die Fußsohlen geschlagen, bis der Mensch zu sich kommt, oder vielmehr den Geist vollkommen aufgibt. Zum Glück aber darf man solche Verunglückte nicht eher aufgehängt, als bis die Erlaubniß von der Regierung eingeholt ist. Am unmenschlichsten

werden aber die Wahnsinnigen behandelt. Das erste was man mit ihnen anfängt, ist, sie unschädlich für sich und Andere zu machen, und zwar theils durch Furcht und Drohungen, theils durch Binden der Hände und Füße. Da man diesen Zustand nur von bösen Geistern ausgehend glaubt, so sucht man den bösen Geist durch Beschwörungen auszutreiben, oder man schiebt das unglückliche Geschöpf in eine Kirche, wo es vier Wochen bleibt; wird das Uebel anhaltend, so wird der Kranke in besondere dazu bestimmte Orter geschickt, wo man die Unglücklichen durch Furcht, Schläge und andere Mißhandlungen in Zaum zu halten sucht.

So verfährt man bey Griechen und Armeniern. Die Türken behandeln ihre Verrückten etwas milder, auch haben sie eine besondere Ehrfurcht vor Jedem, der an der hinfälligen Krankheit leidet, da sie solche Anfälle als Folge einer Unterredung mit überirdischen Geistern ansehen. Ganz allgemein glaubt man, einen Rheumatismus dadurch sich zugezogen zu haben, daß man einem Geiste begegnet ist, und sie pflegen eine solche Ursache der Krankheit mit den Worten auszudrücken: „Es sey von Außen her.“ Auch meinen die Türken, daß es Menschen gebe, die eine solche Kraft in den Augen besitzen, daß, wenn sie etwas beneiden, oder bewundern, und so einen Menschen oder Thier, oder wohl ein lebloses Ding ansehen, dem bewundern und beneideten Gegenstande sogleich ein Unglück begegnen müsse. So gewaltig aber auch der Blick solcher Personen seyn mag, so vermögen sie nichts gegen eine blaue Farbe, deswegen hängt man den Pferden blaue Steine u. s. w., der Sicherheit wegen, um.

und die Ruhe des Geistes befördern alle Functionen unseres Körpers; man ist mit Wohlbehagen, verdaut ohne Beschwerden und schläft ganz sanft.

Sichere Zeichen von der Ungeundheit einer Wohnung sind: Das Anlaufen und Rosten der Metalle, der Beschläge des Hausgeräths, und das Stocken der Leinwand und der Kleidungsstücke.

Ärztliche Selbsthülfe und Quacksalberey.

Viele Menschen verlassen sich, wenn ihre Gesundheit geschwächt ist, auf ihre eigenen Einsichten, oder nehmen ihre Zuflucht zu unwissenden Quacksalbern. Im ersten Falle kommen sie leicht dahin, daß sie zu ängstlich werden und eben dadurch sich noch mehr schwächen. So ging es jenem Italiener, der sich selbst die Grabchrift setzte:

Ich befand mich wohl; aber um mich besser zu befinden, besinde ich mich hier. —

Neues aus der Zeit.

Herr Decandolle, einer der größten Botaniker und Gelehrten, hat endlich das Resultat seiner dreißigjährigen wissenschaftlichen Studien, Forschungen und Reisen unter dem Titel: „Physiologie vegetale“ herausgegeben, wovon die ersten zwey Bände den jetzigen Stand der Physiologie der Pflanzen, und der dritte die Anwendung derselben auf Land und Gartenbau enthält.

Man fängt gegenwärtig in Frankreich an, die bis Anfang dieses Jahrhunderts ganz vernachlässigte Gartenpflege mit Eifer zu betreiben, und man sieht ausgezeichnete Männer eine Ehre in der Cultur der Blumen, Früchte und Gemüse suchen, und es nicht unter ihrer Würde halten, mit dem einfachen Gärtner um eine ehrenvolle Erwähnung zu wetteifern. An der Spitze mehrerer Vereine, die sich zu diesem Zwecke gebildet, steht die sogenannte „Linne'sche Gesellschaft“, und wovon eine Section „die Gesellschaft der Gartencultur von Paris“ unter der speciellen Protection des Königs steht. Ihr Zweck ist die Vervollkommnung alles Dessen, was auf Kunst und Gemüsegärtnerei Bezug hat, und sie zeichnet sich nicht allein durch die Herausgabe eines eigenen Journals (Annalen der Gesellschaft der Gartencultur) sondern auch durch öffentliche Ausstellung der Beweise ihres Strebens aus, an deren Schlüsse sie Preise und Medaillen zuerkennt. In der letzten Ausstellung im königlichen Orangeriehaufe der Tuilleries sah man die prächtigsten Gewächse, die köstlichsten Gerüche erfüllten die Luft, man war umgeben von dem Schönsten, was alle Welttheile von Blumen haben, aber man suchte vergebens das, was zur Nahrung der Armen und zur Verzierung seiner Hütte dient. Bloß das, was selten und theuer ist, war ausgestellt, die bescheidene Rose das demüthige Veilchen war von dem prunkvollen Rhododendron, und dem stolzen Cactus ausgeschlossen. So war diese Ausstellung auch arm an medicinischen Pflanzen, und von Gemüsen fand man mit Mühe nur in einer Ecke zwey Köpfe Krauspetersilie und eine Handvoll frühzeitiger Kartoffeln, die den 7. März gelegt, und den 20. May ausgenommen wurden. Diese Ausstellung findet nur einmal im Jahre Statt, und da man vorzugsweise auf das Brillante sieht, so hat man sie im May, wo die Blumengöttin ihre reich-

Diätetische Lebenswinke.

Der Schlagfluß:

Trifft am häufigsten und vorzugsweise in dem Alter von 45. bis zum 70. Jahre. Ein kurzer Hals, Wohlbeleibtheit, ein sanguinisches Temperament, prädisponiren besonders zu dieser Krankheit, vor welcher man sich übrigens durch zweckmäßige Diät, so wie durch Verhütung leidenschaftlicher Aufwallungen und im Nothfall durch Aderlassen schützen könnte.

Das Stadt- und Landleben.

Der Aufenthalt in großen Städten, das Spiel der Laster und der Leidenschaften, machen die Seele traurig; das Landleben und die Gartenkunst tragen sehr viel zur Verlängerung unseres Lebens bey. Eine reine Luft, einfache und frugale Kost, Leibesübungen, Ordnung in allen unsern Geschäften und Genuß der schönen Natur erfüllen die Seele mit Ruhe, Heiterkeit und Frohsinn.

Das Landleben ist ruhiger, einfacher, beschränkter, als das Leben in großen Städten. Die Leibesbewegungen

ken Schätze darbietet, festgesetzt. Einige, die dieser Ausstellung beywohnten, ließen zwar den verdienstvollen Bemühungen dieser Gesellschaft vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren, waren aber der Meinung, daß es vielleicht von noch größerem Nutzen wäre, auch im Jult, wo die nähre in den Pflanzen ihre saftigen Früchte in so großem Überflusse liefern, oder im August, der noch so reich an wohlriechenden Blumen, oder lieber im October, wo die Natur eine tausendfache Herbsterte spendet, eine zweite Ausstellung zu veranstalten. Mitten unter den Blumen dieser Ausstellung sah man mit großem Interesse die sinnreich erfundenen Gartengeräthschaften der Herren Arnheiter und Petit, auch die Bücher waren nicht vergessen, und man bewunderte die unvergleichliche Ausföhrung der colorirten Kupfer in dem „Jardin fruitier“ von Loissette, in dem „traité des arbres fruitiers“ von Duhammel, und in der „Monograph des melon“ von Jacquin. u. s. w.

Einen Pariser Stubengelehrten hat man mit einem ganz gewöhnlichen Kieselstein so angeführt, daß dieser sonst sehr würdige Mann den Stein für einen Meteorstein hielt, und darauf schon die Hypothese baute, daß die Cholera durch die pestartigen Ausflüsse solcher Lufterscheinungen entstehe, und sogar eine Abhandlung darüber der Academie der Wissenschaften übergab. Diese Begebenheit machte in Paris Aufsehen genug, um in mehreren Journalen Platz zu finden, und das lachlustige Publicum einige Zeit zu beschäftigen. Man könnte von der Hypothese dieses Gelehrten mit vollem Rechte das sagen, was von so vielen Hypothesen gilt: „Sie war aus der Luft gegriffen.“

— m. —

Miscellen.

Merkwürdige Veränderungen.

Nach der Behauptung des berühmten Franklin wird ein kastentischer Hahn, der durch den Bliß getödtet worden ist, giftig, und kann ohne Lebensgefahr nicht gegessen werden. Sollte dieß vielleicht mit einigen andern Thieren nicht auch der Fall seyn, welche der Bliß getödtet hat? Man sieht, welche wichtige Veränderung die Electricität im Körper bewirkt.

Unmäßigkeit der Jacuten.

Alle wilden und ungebildeten Nationen essen sehr viel, und hören nicht leicht eher auf, als bis sie alles Vorhandene verzehrt haben. In Sarutshew's Reise durch den nordöstlichen Theil Sibiriens u. s. w. kommen von der Frostflucht der Jacuten folgende Nachrichten vor: Kaum waren die Jacuten nach geendigter Tagesreise in Ruhe, als schon alle Kessel über dem Feuer standen, und diese wurden nicht eher abgenommen, als bis man wieder aufbrach. Sie aßen unaufhörlich, gingen von einem ausgeleerten Kessel zum andern, und bey diesem für sie so angenehmen Zeitvertreibe durchwachten sie die Nacht, ohne an den Schlaf zu denken. Man sollte glauben, die außerordentliche Gesträßigkeit dieser Menschen müßte schlechterdings üble Folgen nach sich ziehen, jedoch ist dieß nie der Fall. Zuweilen essen sie mit einem Mahle eine ungeheure Menge solcher Speisen auf, wovon jeder Andere unsehs-

bar sterben müßte; ihnen aber thut dieß keinen Schaden, indem ihr Straußenmagen alles verdaut.

Einer von den Seisziehern hatte bey der Abreise 160 Pfund Butter und Fett mitgenommen; außerdem erhielt er noch 80 Pf. Roggenmehl. Dieser Vorrath konnte auf lange Zeit hinreichen; es waren aber noch nicht zwey Wochen verlossen, als er schon über Mangel klagte. Man wollte es nicht glauben, daß ein Mensch in so kurzer Zeit so viel verzehren könne; doch wie wunderte man sich als die übrigen Jacuten versicherten, dieser Mensch verschlänge zuweilen zu Hause in 24 Stunden das hintere Viertel eines Ochsen oder 20 Pf. Fett, und trinke oft eben so viel geschmolzene Butter aus. Das Ansehen dieses Menschen entsprach übrigens seinem Appetit nicht; er war klein und mager. Sarutshew bekam Lust einen Versuch mit ihm anzustellen, ließ aus Roggenmehl einen Brei kochen, und 3 Pfund Butter dazu thun. Die ganze Masse wog 28 Pf. Der Diebfratz hatte zwar schon vorher gefrühstückt, aß aber doch mit vielem Appetit und verzehrte richtig Alles, ohne sich von der Stelle zu röhren. Sein Bauch glich darauf einem fest ausgestopften Sacke; und dieß verursachte ihm nicht die geringste Beschwerde. Am folgenden Tag genoß er wieder eben so viel.

Ed.

Natürliches Erds Basrelief.

Ein Amerikaner, Namens Still, ist bey dem Congresse mit einer Petition um zehn Morgen Landes eingekommen, auf denen er einen geographischen Garten, wie er es nennt, anlegen will.

In demselben sollen nach dem Prinzip von Mercators Karte alle Theile der bekannten Welt im kleinsten Maßstabe ausgeführt zu sehn seyn. Die Bassins der Ozeane, der Golfe, Buchten, Seen, sollen ausgegraben, und die hiedurch gewonnene Erde zur Bildung von Continenten, Halbinseln, Landzungen, Bergen und Inseln verwendet werden. Die Parallelen der Breiten, die Meridiane, der Äquator und alle andern Kreise werden genau angegeben sehn: Der Lauf der Flüsse wie in der Natur bezeichnet, und nach der Abseukung ihrer Ufer dargestellt werden.

Der Grund der Seen wird mit Kies bedeckt, das feste Land von Pflanzen überwachsen seyn. Die Berge sollen nach ihren geologischen Formationen dargestellt werden. Die Seen wird man nach Besieben mit Wasser füllen können, so daß das ganze eine Darstellung der Welt im verkleinerten Maßstabe aus wirklichen Elementen darstellen würde.

Sonderbare Geschicklichkeit der Berber und Araber.

Dieß Volk, das im obern Striche Afrika's am mittelländischen Meere wohnt, besitzt eine Kunst, von der man anderwärts nichts versteht. Ihre geladene Flinten drehen sie wie ein Rad herum, werfen sie in die Luft, fangen sie wieder auf und feuern sie fast in demselben Augenblicke ab. So erzählt der Bane Höst, und Lembriere, der diese Gegenden 1789 besuchte, beschäftigt dieß. Nach ihm schleudern sie ihre Flinten in die Höhe, lassen sie vielmahls in der Luft drehen, und feuern dieselben sogleich im Widerauffangen ab. Man sieht arabische Jünglinge, sich, während das Pferd im vollen Laufen ist, in die Höhe richten, im Sattel aufrecht sehn, sich vollkommen im Gleichgewicht halten, ihre Lanzen werfen und sich vor- und rückwärts kehren. Andere werfen sich im vollen Laufen um, und stehen auf dem Kopfe im Sattel. Dieß thun Beduinen Araber, welche sich von der frühesten Jugend an, im Reiten üben.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft in der Stadt, Spiegelgasse, nächst dem Graben Nr. 1095.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

3 u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

65.

Wien, Mittwoch den 15. August

1832.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlags-Handlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drey Gulden C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monatheften mit Umschlägen versehen.

Die Kunst, das menschliche Leben zu verkürzen.

(Eine Rede, gehalten am Grabe eines Schlemmers.)

Jemehr der Mensch von der Natur und ihren Gesetzen sich entfernt, desto eher wird es ihm gelingen, sein Leben zu verkürzen. Das große Geheimniß, sobald als möglich dieses irdischen Lebens sich zu ent schlagen, und früh zu ergrauen, ist nicht so leicht zu finden, als Mancher glaubt, und es dürfte nicht überflüssig seyn, hier am Grabe des, für die Kunst zu Schwelgen zu früh Verbliebenen, einige Regeln aufzustellen, durch deren Befolgung das Lebensrad schnell abläuft, damit jene von Ihnen, welche durchaus ein regellofes Leben zu führen gewohnt sind, recht alt werden mögen. Es ist hier nicht der Ort diese Kunst systematisch vorzutragen, daher wollen wir uns heute, theuren Freunde, nur bemühen, in einer biographischen Skizze die Mittel der Lebensverkürzung nach gutem Wissen und Gewissen genau anzugeben, damit Sie mir ja, wenn Sie einst alt geworden, in der Zukunft keine Vorwürfe machen mögen, daß ich Sie hinter's Licht geführt, und irgend einen wichtigen Punct, der recht eigentlich auf Verkürzung des Lebens hinarbeitet, vergessen hätte. Beschuldigen Sie mich ja nicht der Bizarrie und der Liebe zum Sonderbaren, Ihnen solche Anleitungen geben zu wollen; da ich versichern kann, daß es reine Menschenliebe ist, die hier meine Zunge führt, und daß diesen Worten nur der lobenswerthe Zweck zu Grunde liegt, manchem von Ihnen den kürzesten Weg zu einem besseren Jenseits zu zeigen, damit Ihre Erben aus Dankbarkeit gegen mich, überall den großen Nutzen ausposaunen mögen, den die „Gesundheitszeitung,“ in welche ich diese Rede einzurücken entschlossen bin, tagtäglich stiftet.

Treten Sie näher, meine lieben Freunde, und horchen Sie ja auf die Worte, die bald meinem Munde entströmen. Verzeihen Sie, wenn ich in der Begeisterung für die Größe meines Gegenstandes, und wenn bey dem Herzen voll Mitgefühl und Wärme für das allgemeine Beste, hie und da der Schwung meiner Rede so weit ausschweifen sollte, Ihre zarten Ohren mit einem zu hartklingenden Ausdruck, oder Ihr feinführendes Gemüth mit einem zu scharf rügenden Worte zu beleidigen.

Um Ihnen ein recht lebendiges Bild zu entwerfen, wie man sein Leben auf die leichteste Art verkürzen könne, und zugleich den Schatten unseres Freundes, der eben in das Grab versenkt worden, zu ehren, will ich Ihnen sein großes thatenreiches Leben vorführen, damit Sie sehen mögen, wie einzig er da stand in der Kunst, — sein irdisches Daseyn mit einem besseren zu vertauschen. Klarer als alle Regeln wird seine zurückgelegte Bahn Ihnen zeigen, was menschliche Kraft vermag, und wie weit es der Mensch durch festen Vorsatz, Geistesgröße, Standhaftigkeit und unerschrockene Ausföhrung seiner Entschlüsse bringen kann. Schon in seiner frühesten Kindheit bemerkten die Lehrer unsers Verbliebenen mit Entzücken, daß der junge Bögling einen unwiderstehlichen Hang zur Trägheit und zum Müßiggange habe, wie man es selten bey einem Knaben findet. Er zeigte eine solche Beharrlichkeit von dem Orte, wo er saß, sich nicht wegzurühren, eine solche Festigkeit, das Bett, worin er bis tief in den Morgen schlief, so spät als möglich zu verlassen, daß seine Altern in ihm schon den künftigen unerschütterlichen Mann und jene Halsstarrigkeit ahneten, die ihm später, wie es bey allen großen Menschen geht, so viele Feinde

zugezogen. Unser Verblühene konnte nicht begreifen, wie man eine thätige, mit Strapazen verbundene Lebensart führen könne, und er wußte sich über alle jene Thoren, die das, was sie des Tages über genießen, durch Thätigkeit und Mühe zu verdienen trachten, mit seinem gewohnten Wig und mit der Geißel der stachelnden Satyre lustig zu machen. Wenn seine Lehrer ihn aufs Land mitnehmen wollten, um daselbst theils eine reine Luft einzuathmen, theils um sich in ländlichen Arbeiten zu üben und seinen Körper zu kräftigen, so stemmte er sich aus allen Kräften dagegen; nur die dumpfe Stadtluft, enge finstre Gassen, wo das dicke Gewühl der Städter das Bischen reine Luft verdirbt, war sein Element. Als unser Held älter wurde, fing er bald an, einzusehen, welche Rolle der Magen, dieser großmächtigste aller Herrscher, in Bezug auf die Lebensdauer spielt; er wußte, daß dieß die Pforte ist, wo alles, was unserm Leben neue Nahrung zuführen soll, durchpassiren und gleichsam Kontumaz halten muß; er wußte, daß dieß die Werkstätte ist, von wo aus der Faden unsers Lebens gesponnen wird, und daß Leidenschaften, und heftige Gemüthsaffekte vorzüglich ihn ergreifen. Daher glaubte er, daß man nicht genug Materialien einem so fleißigen Arbeiter, wie der Magen ist, zuführen könne, und daß man jedem leisen Winke eines so treuen, immer thätigen Organes in allem, was er wünscht, nachgeben müsse. Er freute sich unendlich auf die guten Tage, wo man mit den lieben Tischgenossen, so viel nur die elastische Ausdehnbarkeit des Magens aufzunehmen duldet, zu genießen pflegt, wo gute Weine und starkgewürzte Speisen den Mangel an Appetit ersetzen müssen, und wo nicht Hunger und Durst den Tact bey Tische schlagen, sondern wo jedes Gerücht genau nach dem Kitzel beurtheilt wird, denn es auf den Gaumen hervorbringet.

Wassertrinken machte in solchen Gesellschaften einen Jeden lächerlich. „Wie könnte man froh seyn, (hieß es), wenn man den Wein, der des Menschen Herz erfreut, hintansetzt? Nur Wein hat, und gibt Leben und Geist.“ Da mußten die Flaschen im süßen Taumel der Freude geschlürft werden; da wurde das Blut in Wallung gebracht, das Feuer stieg unserem lustigen Gesellen in den Kopf, es mußte sich die erhitze Natur durch entnervende, Geist und Körper erschöpfende Verluste Luft machen, und des Morgens nach durchschwärmter Nacht, suchte sein, noch von Gestern betäubter, wüster Kopf Zerstreungen durch das Spiel, wo neuerdings alle Leidenschaften in ihm rege wurden, und wobey statt die geschwächte Nervenkraft zu restauriren, dieselbe nur noch mehr untergraben wurde. Aber er blieb dabey nicht stehen. Sobald sich nur eine Gelegenheit darboth, sich recht zu ärgern, und sein Gemüth in Aufwallung zu bringen, war er seiner kaum mächtig, er ließ sich von seinen Leidenschaften so hinreißen, daß er, einmahl in Zorn gerathen, seine besten Freunde nicht schonte, und beynabe gegen sich selbst wüthete. Eine besondere Vorliebe hatte er für den Tanz, das war seine Freude, durch die gesklofesten, stürmische-

sten Bewegungen sich in Hitze zu jagen, und dann dampfend und von Schweiß triefend, durch einen kalten Labetrunk sich zu erquicken. Trat nach solchen naturwidrigen Sünden ein Husten oder ein Blutausswurf ein, so schrieb er es einer Verkühlung zu, und glaubte, ein kräftiger Punsch werde die unterdrückte Hautausdünstung wieder herstellen. Er liebte sein Pfeischen so stark, daß solche Hustenanfälle ihm gar nicht im Wege standen, stundenlang fortzuschmauchen, und sich einer süßen Gedankenlosigkeit hinzugeben. So ging er eigentlich darauf los, sein Leben zu verkürzen, ohne es zu merken. Allein sein Leiden nahm täglich zu, und er sah sich gezwungen wegen seines bedenklichen Hustens, einen Arzt zu Rathe zu ziehen. Aber dieser mochte predigen wie er wollte, es galt tauben Ohren, jede Kraft der Überwindung, jeder Widerstand gegen früher geführte Lebensart, war dem schon an schwelgerische Tafel Gewohnten unmöglich, und als er sah, daß seine Kräfte durch die vom Arzte angerathenen, aber unordentlich gebrauchten Mittel nicht zunahmen, so eilte er zu einem andern Aesculap, der nicht glücklicher als der erste war, und unser Verblühene ist, wie Sie sehen, ins Grab gebracht, freylich ohne Verschulden der Kunst, sondern weil er standhaft auf seinen Grundsätzen verharrete.

Sie sehen, meine Freunde, daß Unmäßigkeit, Wein, Spiel, Venus, Tanz, Genußsucht und Trägheit, den ersten Rang unter den lebensverkürzenden Mitteln einnehmen, daß die leidenschaftliche Spannung, in welcher sie den Menschen erhalten, sein Gemüth zerrüttet, seines Lebens Quelle vergiftet und denselben so schnell als möglich dem Grabe zuführt. Ich wünsche, daß Ihnen das Bild unsers hingeschiedenen Freundes recht lebendig vor Augen schweben möge, und daß Sie über die große ruhmvolle Bahn, die er eingeschlagen, recht klar nachdenken und sich dann die Frage beantworten mögen, ob Sie Kraft und Muth genug haben werden, seinem edlen Bepfiele der Selbstopferung nachzukommen oder ob sie in Begleitung der langweiligen Mäßigkeit, des geschmack- und kraftlosen Wassers, des ewigen Einerley einer geregelten Thätigkeit, der reinen Liebe, der körperlichen Übung und stiller Freuden des häuslichen Lebens, dieses prosaische Leben recht lange sich erhalten wollen; mögen Sie recht bald über diese große Frage des Seyns und Nichtseyns entscheiden, und sich recht lebhaft an unsern Freund dabey erinnern. Dixi. — o —

Brief an den Verfasser des „wohlgemeinten Vorschlags.“

Wertheßer Herr!

Der Vorschlag, den im Blatte Nr. 62 zu machen Ihnen beliebte, nämlich *Krantheiten des Geistes mit dem Nahmen Körperlicher Leiden zu belegen*, hat mich Anfangs etwas

überrascht, und ich sah darin nur den Geist des Jahrhunderts durchschimmern, geistige Vollkommenheiten und Mängel auf körperliche Quellen zurückführen zu wollen. Ich gestehe daher, daß Sie mir anfangs mit Ihrem profanen Vorschlag als ein ungeweihter Laye erschienen, der mit den tiefen Geheimnissen des höheren menschlichen Ich's zu wenig vertraut, dasselbe so tief herabzuziehen sich nicht entblödet, daß er in körperlichen Gebrechen Bezeichnungen für geistige Fehler mit so vieler Bestimmtheit aufzufinden gedachte. Indessen, da ich gewohnt bin, selbst die auffallendsten Behauptungen und die noch so excentrischen Ansichten Anderer, bey kaltem Blute einer ruhigen Prüfung zu unterwerfen, und ich immer von dem Grundsatz ausgehe, daß man im Sand Goldkörner finden kann, so habe ich über Ihren Vorschlag etwas klarer nachzudenken angefangen, und muß gestehen, Ihnen dadurch, daß ich Ihre Theorie so schuurstraks verdammt, und fast der Bizarrerie beschuldigt hatte, Unrecht gethan zu haben; ich fand, daß man Ihrem Vorschlag, wenn er ausgeführt würde, nicht nur einen Reichthum des Ausdrucks, sondern sogar eine Klarheit der Bezeichnung zu verdanken hätte, der gewissen Verlegenheiten abhelfen würde, in die man manchemahl gerathen muß, wenn man Charakterhattirungen bezeichnen will, die man bey ihrem rechten Nahmen entweder nicht nennen kann oder nicht nennen will.

Um mich daher mit Ihnen auszuföhnen, habe ich mich entschlossen, Ihnen einige Beyträge zur Ausführung Ihres Vorschlags einzusenden, und Ihnen heute zwey körperliche Krankheiten mitzuthellen, die man auf geistige Gebrechen anwenden könnte. Wasserscheu könnte man jenen krankhaften Zustand eines Menschen nennen, der eine solche Vorliebe für den Wein, Punsch, Liqueurs, überhaupt für geistige Getränke hat, daß er bey dem bloßen Anblick des Wassers in eine Angst, und in eine solche Furcht geräth, daß er in förmliche Convulsionen verfällt. Schon der Gedanke ans Wasser bringt bey solchen weinsüchtigen Personen ein unangenehmes Gefühl in der Herzgrube, ein Zusammenschnüren des Schlundes hervor, das nur der Anblick eines Kellners heben kann, der eigentlich der wahre Arzt für diese Krankheit ist. In den Delirien, in welche solche Kranke bey längerer Dauer des Übels zu verfallen pflegen, beklagen dieselben oft ihr Unglück; einige haben gleichzeitig eine Neigung zum Weißsen, so daß es dem Wirth, der dieser Wasserscheu und dieser Es- und Weißwuth nicht zuvorzukommen versteht, übel gehen kann.

Die Entstehung dieses Übels ist oft der Biß eines tolsen Hundes, der mit seinem Geifer den guten Ruf oder das ganze häusliche Glück eines Menschen so vergiftet, daß dieser, in Verzweiflung, zum Weine als Zerstreungsmittel seine Zuflucht nimmt, und endlich in diese Wasserscheu verfällt; ja es kann sogar, wie manche Ärzte behaupten, diese Krankheit aus der bloßen Furcht und Besorgniß, von einem wuthkranken Unmenschen bey seinen Vorgesetzten, Obern, verleumbet (gebissen) worden zu seyn, also durch die Macht der Einbildungskraft entstehen. Ich selbst habe Beyspiele erlebt, daß eifersüchtige Männer, deren einzige Krankheit

darin bestand, daß ihre schöne Frau besser, als sie selbst war, in eine solche Wuth verfielen, daß sie zur Weinsucht und Wasserscheu fortgerissen wurden. Es ist aber noch zu bemerken, daß sich dieses Gift nur in Hunden, (die sonst gern jeden Vorübergehenden anbellten) Wölfen, die gewöhnlich in Schafpelze gehüllt die Unschuld morden) und Füchsen (die schlau genug sind, um die unerreichbaren Weintrauben sauer zu heißen) ursprünglich entwickelt, und von diesem Hundsgeschlecht, auf die beynah nichts Arges ahnenden Menschen überzugehen pflegt.

Hitzige Gehirnhöhlenwasser sucht nenne ich jenen krankhaften Gemüthszustand mancher Menschen, vermöge welchem sie in ihrem Schädel sehr wenig Gehirn und viel pures Wasser haben, dabey aber doch bey der Vertheidigung ihrer Ansichten sehr hitzig zu Werke gehen; gewöhnlich werden bey solchen Kranken die Hirnschädelknochen ausgedehnt, und bisweilen so dünn und durchsichtig, daß man beynah ihren ganzen armseligen Gehirnvorrath und die ganze Masse ihres Verstandes durchsieht, und sich wundert, wie Menschen bey so vielem Wasser im Kopfe noch ein geistiges Seyn fortsetzen können.

Die Erkenntniß dieser Krankheit ist nicht leicht. Gewöhnlich werden die Sinne für alles Große und Schöne abgestumpft, es stellt sich eine große Esbegierde ein, die Kranken schielen neidisch nach jedem Gute, das ihr Nebenmensch besitzt, oder haben einen stieren, scheuen Blick vor allem Bessern, bekommen einen unsichern Gang in allen ihren Entschlüssen, so daß man verleitet wird, ihre Charakterlosigkeit und ihr Wanken einem unbefestigten Standpunct im bürgerlichen Leben zuzuschreiben, während das Übel doch im Kopfe seinen Grund hat. Die Kranken sind verdrießlich, mürrisch, träge, haben eine breite, hervorragende, freche Stirne, ihr Schlaf wird oft, wenn sie vom Glücke Anderer träumen, durch plötzliches Aufschrecken unterbrochen, sie führen oft die Hände zum Kopf, um ihre Geistesstärke prahlend anzudeuten, werden aber bey jeder niedrigen Lage, wo ihre Vermögensumstände sich zu vermindern drohen, höchst unruhig, das Licht, das ihre Schwächen beleuchten soll, wird von ihnen nicht gut vertragen, ja sogar ein starker Schall, der ihre Thorheiten weiter verkündet, ist ihrem höchstempfindlichen Ohre unerträglich. Was die Entstehung dieses Übels betrifft, kann es entweder angeboren und ein erbliches Familienübel seyn, oder es entsteht, wenn der Mensch auf den Kopf gefallen ist, oder hat in einer Frühreise des Gehirns bey sogenannten Wunderkindern, die in ihren ersten Jahren das Erstaunen aller Welt erregt haben, seinen Grund.

Ich bitte Sie mein Herr, diesen kleinen Beytrag zu Ihren Analogien der körperlichen und geistigen Krankheiten mit Nachsicht aufzunehmen und wünsche, daß Sie diese Vergleichenungen weiter fortsetzen mögen. Ich bleibe mit vieler Hochachtung Ihr ergebenster

Parallele zwischen den Pocken und der Liebe.

Ein neuerer Schriftsteller vergleicht sehr scharfsinnig die Pocken mit der Liebe, und will zwischen dem Gifte der ersteren und der Süßigkeit der letztern viel Ähnliches finden. Wie jeder Nichtgeimpfte, die Pocken fürchten muß, so geht auch so leicht Niemand bey der Liebe leer aus. — Die natürlichen Pocken, wenn sie noch so gut verlaufen, lassen oft Narben zurück, auch die Liebe hat ihre Wahrzeichen. Die Pocken werden dem schon erwachsenen Menschen am gefährlichsten, die Liebe ist dem gereiften Alter am nachtheiligsten. Der große Jenner hat den natürlichen Blattern durch die Kuhpocken ihr Gift benommen, und die frühzeitige Impfung schützt vor Blatterngesahr; von unsern Seelenärzten hat noch Niemand an die Impfung der Liebe gedacht. Es wäre ein schöner, der Seelenheilkunde würdiger Gegenstand zu einer Preisaufgabe, einen Impfstoff gegen das Contagium der Liebe aufzufinden. So weit der oben angeführte Schriftsteller; aber es ließe sich diese Vergleichung noch weiter fortsetzen. So z. B. lehrt die Erfahrung, daß die Augen in großer Gefahr bey der Blatternkrankheit schweben, aber auch die Liebe macht gern blind, und zwar nicht bloß das körperliche, sondern auch und vorzüglich das geistige Auge. Bey den Pocken ist zu starkes Warmhalten höchst schädlich und hat besonders für die Brust und den Kopf nachtheilige Folgen; übertriebene Zärtlichkeit und zu warme Liebe kann auch auf den Kopf und das Herz des Geliebten höchst nachtheilig einwirken. Es gibt Wasser- oder Windpocken, die schnell abtrocknen und abfallen, es gibt auch eine Wind- und Wasserliebe, die eine Geburt des Momentes ist, und bald ohne irgend einen regelmässigen Verlauf verschwindet. Es sind die Pockenkranken sehr durstig, sind es nicht auch die Liebenden? Endlich machen die Pocken gern Versetzungen des Krankheitstoffs auf die Gelenke, und unsere Stutzer halten auch ihre Liebe bloß in den Handwurzel- Ellenbogen- und Schultergelenk; ihr Herz ist leer, wenn ihre Hände die wärmste Liebe schwören.

Aphorismen,

über die Krankheiten der Handwerker und Künstler.

Wenn Professionisten, die in freyer Luft zu arbeiten pflegen, ein Mahl Krankheits halber genöthigt sind, eine lange Zeit das Bett zu hütten, so werden sie eher verdrießlich und übler Laune, und unterliegen leichter, als Professionisten, die eine sitzende Lebensart führen.

Es ist ein großer Irrthum, wenn der Reiche glaubt, der arme Handwerker wäre gesünder und lebe länger als er; nur unempfindliche, selbstsüchtige Gemüther können Vorurtheile gegen den Zustand dieser Leute hegen.

Man sollte die Gefahr bey den schädlichen Professionen dadurch zu verringern suchen, daß man Preise auf die Erfindung von Maschinen setzte, welche die Schädlichkeit der Arbeiten vermindern und das Ausströmen bössartiger Dünste verhindern könnten.

In Rom gab es öffentliche Bäder, die Jedermann frey benutzen durfte. Auch bey uns stehen dem Arbeiter, wenn er sein Tagewerk vollbracht, Badeanstalten offen, damit derselben die unschätzbare Wohlthat der Reinlichkeit durch Baden und eine Erquickung nach der Anstrengung zu Theil werde. Aber wie wenig werden sie benützt!

(Wird fortgesetzt.)

Sprüche in's Haus.

Warum so gern man Todtenzettel lieft?
Vor Freude, daß noch's Lebensbächlein fließt.

Der Geist ist willig, nur das Fleisch ist schwach;
So folg' dem Geist' und gib dem Fleisch' nicht nach.

Der Apfel fällt nur reif erst ab —
Denkst so, quält dich nicht Tod und Grab.

Kleine Freude gibt oft Hochgenuß,
Große Freud' oft Kummer und Verdruß.

Durch Schmerz und Noth Befreyung von Schmerzen
und Noth
Schafft von allen Homöopathen der Beste — der Tod.
Richard Ross.

Miscelle.

Systematik des Selbstmordes. In den „Annales d'Hygiène“ wird ein interessanter Aufsatz über die auf verschiedenen Lebensstufen verschieden sich äussernde Weise des Selbstmordes mitgetheilt. Der Verfasser desselben, der seine Beobachtungen besonders auf Paris bezieht, hat gegen 9000 gerichtliche Fälle von Selbstmördern von den Jahren 1796 — 1830 geprüft, und sich daraus folgende Resultate gebildet. 1) Daß ein metaphysischer und lange vorbedachter Selbstmord gewöhnlich während der Nacht oder gegen Tagesanbruch statt habe; 2) daß hingegen eine durch zufällige und plötzliche Ereignisse bewirkte Selbstentleibung immer während des Tages vorkomme, weil sich da jene veranlassenden Umstände selbst am meisten geltend machen. So pflegt auch mit jedem menschlichen Lebensalter die Art und Weise der Selbstentleibung zu wechseln. In früherer Jugend ist die Weise des Erhängens vorherrschend, welche jedoch bald zu Versuchen vermittelst des Feuergewehrs übergeht. Im Verhältniß als die Lebensenergie abnimmt kehrt auch die erstere Weise wieder zurück, und alte Leute enden am häufigsten durch Erhängen. Diese Beobachtungen sind besonders für die gerichtliche Medicin nicht unbedeutend.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft in der Stadt, Spiegelgasse, nächst dem Graben, Nr. 1095.

Gedruckt bey U. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

P o p u l ä r e

Oesterreichische Gesundheits = Zeitung ;

& u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

66.

Wien, Samstag den 18. August

1832.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagshandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drey Gulden C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monathheften mit Umschlägen versehen.

Cholera in Alexandrien.

Wir theilen als Seitenstück zu dem Briefe des Hr. M i m a u t, französischen Generalconsuls in Ägypten, (welchen die Nummer 62 unseres Blattes enthielt), den Auszug eines in der Bibliotheca Italiana im Jännerhefte 1832 abgedruckten Briefes des k. k. österreichischen Generalconsuls Herrn Ritter von A c e r b i mit, welcher die Zeit, wo die Cholera in Alexandria wüthete, auf seinem Posten verblieb, und in diesem Briefe seine Schicksale, während dieser traurigen Zeit, seine Befürchtungen und Alles, was dort geschah, die Seuche abzuwehren, erzählt.

Einiges aus diesem eben so gründlich als anziehend geschriebenen Berichte dürfte daher für unsere Leser nicht ohne Interesse seyn.

Ämtliche Anzeigen des obersten Militär-Arztes bey des Vicekönigs regulären Truppen in Eads meldeten unter dem 14. May 1831 nach Alexandrien, daß in Mecca in den letzten Tagen des Scedal (11. — 12. März) und in den ersten Tagen des Biscad (14. — 15. April) eine Seuche ausgebrochen sey, die große Verheerungen unter den Indern, Persern, Gemensern und Sacuren anrichte, die aber auch alle andern Pilger und Einwohner der Stadt ergriffen hatte.

Der berichtende Arzt, ein Renegat aus Neapel, wagte diese Seuche nicht Pest zu nennen, da durch einen Bannspruch des Propheten die Pest aus Mecca verwiesen ist. Gewöhnlich schrieb, man in Mecca die Seuche den Anstrengungen zu, welche die Pilger bestanden, und noch entschiedener dem Mangel an süßem Wasser, da herabstürzende Regengüsse und unerwartete Uberschwemmungen die Wasserverbindungen zer-

stört hatten, welche Mecca mit Trinkwasser versorgen. Bald zeigte sich die Seuche, wie zu erwarten war, auch unter den in Mecca befindlichen ägyptischen Truppen. Alle Vorschläge des Oberarztes, die noch Gesunden durch Absonderung zu retten, waren bey den türkischen Befehlshabern vergeblich; das Einzige, was diese in ihrer Weisheit anzuordnen für gut fanden, war, daß keine Trommel mehr gerührt ward und kein Spiel mehr erklang, weil dieser von Ungläubigen erfundene Lärm im Hause Gottes, in Mecca ein Argerniß gab, das der Prophet durch die Vicab Latfa (die Pestgeißel) zu strafen beschloss. Mit dem neuen Nahmen „Vacab Latfa“ unterschied man diese Pest von der Beulenpest, der „Lohe Taun“, die ein Bann des Propheten, wie geglaubt wird, von Mecca entfernt hält. Die Heftigkeit der Seuche erreichte in Mecca ihren höchsten Grad am 7. und 8. des Monats Zelige (19. und 20. May), wo sich die Pilger und Einwohner nach Arafata begaben. Ein strömender Plakregen fiel am 9. und während und nach ihm war die Sterblichkeit ungeheuer. Aus Mangel der Todtengräber blieben die Leichen unbeerdigt, und aus Mangel an Zeit, weil alle Gläubigen am Abende des Tages nach Mina herabgehen mußten, um die Teufelsgrotten zu besuchen und Steine nach den vom Propheten dort eingesperreten Teufeln zu werfen. Der erwähnte Arzt fand die mannigfaltigsten Schwierigkeiten, als die Cholera unter seinen Truppen sich zeigte, durch Leichenöffnungen das Vorhandenseyn dieser Krankheit zu verificiren. Das Volk und die strenggläubigen Moslems sahen scheel, und die vom General, vom Archiater und endlich vom Vicekönige selbst gewünschte Ermächtigung zu eingreifenden Maßregeln, fand wegen den Ein-

flüsterungen der Ulemas und Derwische, flaues Gehör, oder bey der großen Entfernung bis Cairo oder Alexandria so viel Verzug, daß sie schon dadurch unwirksam wurden. Selbst als die Nachrichten von dem Ausbruche der Krankheit in Suez eintrafen, wurde der muselmännische Gleichmuth nicht dadurch aufgeschreckt, ja als schon in den Straßen der Hauptstadt sie zu mähen anfing, schrieb man die Tödtlichkeit der Krankheit ihrer eigenthümlichen Natur doch nicht zu. Es bedurfte eines Aufsehen machenden Falles. Ein Vornehmer der Hauptstadt mußte sterben, ehe die Türken und ihre Regierung das Ubel der Aufmerksamkeit werth hielten. Als man erfuhr, daß Hassan Pascha in der Nacht krank ward, und in wenigen Stunden starb, glaubte man wirklich, das Ubel habe was auf sich; nun verbreitete sich auch in Alexandria Besorgniß und Schrecken, und der Vicekönig dachte ernstlich daran, Alexandria, so weit es an ihm lag, zu retten. Da er dabey durchaus nicht auf die Mithülfe der Moslems rechnen konnte, wandte er sich an die Europäer, und mittelst seines Leibarztes und seines Ministers, des Herrn Boghos, ersuchte er alle in Alexandria angestellte Consuls, zusammenzutreten, und sich über die Mittel zu vereinigen, die sie zu Alexandrias Sicherung für geeignet halten würden, indem er Truppen, Geld und Alles, was sie für nothwendig halten würden, im reichsten Maße zu ihrer Verfügung stellte. Obgleich die Consuls überzeugt waren, daß jede Maßregel jetzt zu spät käme, so gingen sie doch auf den Wunsch des Vicekönigs ein, bildeten aus ihrer Mitte ein Comité des öffentlichen Wohlfeyns, bestehend aus den Consuls von England, Frankreich, Oesterreich, Rußland und Toscana, und wählten den englischen Consul, Herrn John Barker, der in Aleppo sich unter ähnlichen Umständen befunden hatte und mit der Krankheit practisch bekannt war, zum Vorsitzenden. Eine Bekanntmachung vom 20. August 1831 enthielt die für nothwendig gefundenen Bestimmungen über Sperrn, Krankenhäuser ic.; doch schon am 22. August bestätigten, ämtliche Berichte von Ärzten, daß die Krankheit in Alexandria selbst ihre giftige Kraft zeige, und man sah sich genöthiget, das Publicum davon in Kenntniß zu setzen. Von dem Augenblicke an sorgte Jeder nur für seine persönliche Sicherheit und die Selbstsucht zeigte sich unverhohlen. Jeder dachte daran, sich abzuschließen, Viele daran, zu entfliehen.

Und weil Furcht stets ein schlechter Rathgeber ist, verließen viele eine sichere Zuflucht, um sich nach einem angesteckten oder wenigstens zweifelhaften Orte zu begeben. Man sah Familien-Schiffe miethen, um auf dem Meere sich herumzutreiben, bis das Ubel vorbey sey, und kaum hatten sie die Segel aufgespannt und waren ein Stück in die hohe See, so brach die Krankheit an Bord ihrer Fahrzeuge aus, und Manche starben ohne Arzt, ohne Heilmittel und ohne den Tröstungen des Glaubens. Vorzüglich bey den Hebräern war diese unbedachte Nuthlosigkeit bemerklich.

Seit der Vicekönig seinen eigenen Harem von der

Seuche angefallen, und die Pforten nicht geschert sah, die so viele Verschnittene bewachen, entschloß er sich selbst auf die Flotte zu gehen, indem er stets im Angesichte von Alexandria kreuzte, mit dem er durch Schaluppen in Verbindung blieb. Später erfuhr man, daß er sechs Mal das Fahrzeug zu vertauschen gezwungen war, weil sich nach und nach die Spuren der Krankheit auf den Schiffen, wo er sich befand, zeigten; daß er endlich sich darein ergeben und nach der Stadt zurückkehren mußte, wo er anfangs im Hause seines ersten Ministers, des Herrn Boghos abstieg, später im Hause eines andern Beamten sich aufhielt. Am 26. August löste das Gesundheitscomité sich auf, in der Ueberzeugung, daß es nichts Gutes bewirken, nichts Böses verhindern könne.

(Der Beschluß folgt).

Der Wein und das Wasser.

(Ein Gespräch.)

Der Wein. (Sieht das Wasser verächtlich an.) Ich finde es sehr sonderbar, daß du dich mir seit einiger Zeit aufdringst. Kaum gießt man mich in ein Trinkglas, so kommst du gleich, und mischest dich darunter.

Das Wasser. Ich mich aufdringen? Du bist in großen Irrthum, wenn du das glaubst. Nur mir zu lieb trinkt man dich; wäre ich nicht vorhanden, dein ungestümes Wesen zu mäßigen, schon längst wärest du durch die Ärzte von der Tafel der Großen verbannt.

Der Wein. Von der Tafel der Großen sprichst du, und hast es ja kaum dahin gebracht, daß ihre Diener im Vorzimmer dich eines Blickes würdigen. Gib nur Acht, wie man nach einer Tafel mit dir umgeht; man schüttet dich rückwärtslos weg, während man von mir jeden Tropfen aufbewahrt, und so klug als möglich, dem Auge des Haushofmeisters entziehet.

Das Wasser. Eben das ist es, worauf ich stolz bin, du bist herabgesunken zum Trunke der Dienerschaft und während diese Classe von Menschen dich verehren, kümmerge ich mich um das oberflächliche Urtheil derselben gar nicht, überzeugt, daß je höher der innere Werth einer Sache steht, er desto minder vom Pöbel anerkannt wird. Ich sage es nochmahls, mich trinken jetzt die Großen, und befinden sich recht wohl dabey; sey du nur froh, daß man dir noch einen Platz neben mir gönnt, es dürfte wohl die Zeit kommen, daß man mich ohne dich an den Tafeln der Reichen trinkt, und dann rechne ja nicht auf meine Großmuth.

Der Wein. Man sieht es dem hohen Tone, den du annimmst, nur zu sehr an, daß du ein Parvenu bist. Wenn sich auch einige kränkliche Personen, die mein Feuer nicht mehr vertragen, für dich erklären, so wisse, daß meine Gönner wahre Gentles sind, in deren Adern Begeisterung für alles Hohe strömt; wisse, daß du dein jegiges momentanes Aufkommen nur dem wässrigen Geist der Zeit zu danken hast, der die Kraft meines belebenden Humors nicht ver-

trägt, und zum langweiligen Wasser seine Zuflucht nimmt; aber ich warne dich, thue ja nicht groß, denn deine Blüthe wird bald verwelken, ich habe eine mächtige Parthey, die deine Nüchternheit bald verdrängen wird.

Das Wasser. Ich bin ruhig; wir leben jetzt in einer Zeit, wo Ruhe und Nüchternheit für den Menschen die größten Güter sind; du bringst nur Schwindelgeist und Betäubung hervor, reißest deine Gönner zu den unbesonnensten Schritten hin, so daß sie vergessen, daß der Mensch nur dann wahre Kraft entwickelt, wenn er ruhigen, friedlichen Gemüthes seinen Pflichten nachgeht; glaube ja nicht, daß dein Aufbrausen, dein feuriges Aufwallen Zeichen eines innern, tiefen Sinnes für Menschengröße ist, nur die ersten Züge deines Bechers beleben scheinbar, die späteren stellen den Menschen tief unter seine Würde, machen ihn schwindlich und pflichtvergessen.

Der Wein. Laß doch ab, von deinem ewigen Moralistren. Man sieht es deinem langweiligen Tone an; daß du die gute Gesellschaft erst kurze Zeit besuchst. Aber um dir nur ein wenig zu zeigen, wie weit höher ich, im Vergleich mit dir stehe, will ich dir nur einige Fragen vorlegen: Wer erheitert das gesellschaftliche Leben, wer würzt die Genüsse einer muntern Laune, wer tröstet den Traurigen, wer gibt dem Kranken nach schweren Leiden neue Kraft und Stärke; wer begeistert zum dichterischen Gesange, du oder ich?

Das Wasser. Wenn du mit Fragen dich zu vertheidigen anfängst, will auch ich dir einige vorlegen: Wer stört häusliches Glück und Zufriedenheit, wer zerrüttet die Denkkraft des Menschen, wer läßt ihn zum pflichtvergessenen, zum entnervten Weichling und Wollüstling herabsinken, du oder ich?

Der Wein. Du sprichst von Denen, die mich übermäßig trinken, aber jedes Gute kann dem Mißbrauche unterliegen.

Das Wasser. Aber wer steht Denen, die dich zu trinken anfangen, gut dafür, daß die fröhliche Stimmung, in welche dein mäßiger Genuß sie versetzt, sie nicht verleiten werde, das Maas zu überschreiten?

Der Wein. Ihre Vernunft, ihre Grundsätze. —

Das Wasser. Ja wohl, wenn diese nur immer Gehör fänden! Aber wie leicht wird ihre leise Stimme im Getümmel lebenslustiger Gesellschaften überhört, und ist das Ziel einmal überschritten, dann gute Nacht Vernunft und Mäßigung! Laß uns daher nicht ungerecht gegen einander seyn! wir wollen uns wechselseitig unterstützen, ich will deine Hilfe bey Kranken anrufen, und auch zuweilen bey einem festlichen Schmause, wo man unter Freunden ein gemüthliches Wort mit einander plaudert; du mußt dir dagegen gefallen lassen, daß ich die Gesunden bediene. Du mußt die Gemüther heiter, ich sie ernst stimmen, du die Gefahren und Mühen des Lebens leichter ertragen helfen, ich Klarheit des Bewußtseyns und Gemüthsruhe zu bewachen haben, und wenn wir so im Bunde, der Menschheit an der Seite stehen werden, dann hoffe ich die Freude zu erleben, sie glücklich zu sehen. Denn nur da blüht das wahre

Glück des Bürgers, wo Ruhe des Gemüthes, Klarheit der Einsicht in seine Pflichten als Mensch und Bürger, wo Heiterkeit, die nicht in Ausgelassenheit ausartet, und Liebe für häusliche, stille Freuden den Vorzug führen.

Der Wein. Ich bin von deiner Schilderung so hingerissen, daß ich den Bund eingehe, (sie reichen sich die Hand). Auf Wiedersehen Freund!

Das Wasser. Lebe wohl, auf Wiedersehen! (sie fließen aus einander.)

— 66 —

Bade- und Brunnen-Notizen.

Anfrage sammt Beantwortung über das Saidschiger Bitterwasser.

Hochgeehrter Herr Doctor!

Ich war vor einigen Tagen bey einem meiner liebsten Freunde, der schon lange kränkelt, und seine verlorne Gesundheit durchaus nicht wieder finden kann. Da daselbst mehrere Ärzte sich über die Cur, die derselbe diesen Sommer brauchen soll, mit einander berathen haben, so horchte ich auf jedes Wort, das sie unter einander, freylich in der mir unverständlichen lateinischen Sprache gesprochen, sehr genau auf, um hie und da doch ein bekanntes Wörtchen zu erhaschen, woran ich mich halten könnte, um das Geheimum dieser Aesculape zu durchdringen. Es gelang mir aus dem ganzen Wirwar der lateinischen Brocken das Wort „Saidschig“ aufzufangen, welches einer der Herrn mit vielem Feuer zu vertheidigen schien. Da ich sehr warmen Antheil an der Gesundheit meines Freundes nehme, und auch mit dessen Gesundheitszustand, so weit es einem Profanen möglich ist, genau vertraut bin, so würde es mir sehr viele Beruhigung gewähren, über die Kräfte des Saidschiger-Bitterwassers etwas Näheres zu erfahren, um daraus zu wissen; inwiefern dieses Wasser, dessen Gebrauch das ärztliche Consilium auch wirklich meinem Freunde angerathen, diesem dienlich seyn möchte. Kennen Sie diese Anfrage nicht als ein Mißtrauen gegen den Beschluß jener obgenannten Ärzte, sondern bloß als den Ausdruck der zärtlichsten Freundschaft, die ich für den Patienten habe, und da ich nun einmal zu Ihnen mein Vertrauen habe, so würde eine gehörige Auskunft über den rechtmäßigen Gebrauch dieses Bitterwassers an der Quelle, mir sehr viel Trost gewähren, und die Hoffnung, meinen Freund recht bald dadurch hergestellt zu sehen, auf eigene Überzeugung sich gründen, für welche Beruhigung Ihnen sehr dankbar seyn wird, Ihr Freund
N. N.

Lieber Freund!

Es war mir immer der schönste Lohn für manche Mühseligkeit meines Berufes, wenn ich in der Lage war, Trost, Hoffnung und Beruhigung jenen Gemüthern einzufloßen, welche vertrauensvoll sich an mich wendeten, und ich ergreife daher mit Vergnügen die Gelegenheit, durch eine alsogleiche Beantwortung Ihrer gemachten Anfrage über die Kräfte des Saidschiger-Bitterwassers, an der Quelle ge-

trunken, so viel mir möglich, Ihnen Beruhigung zu gewähren. Vor Allem erlauben Sie aber die Bemerkung, daß so warm sich auch Ärzte über die Wirksamkeit einer Heilquelle aussprechen, ja dieses Lob in die Grenzen bestimmter Fälle, welche durch die Natur, Gemohnheiten, Lebensweise, und andere Nebenumstände der Kranken ihre Nüancen erhalten, gewiesen werden müsse, und ich wünsche auch, daß Sie alles das, was ich Ihnen jetzt über die Heilkraft von Saidshiger mittheilen werde, zwar als das Resultat vielfältiger Erfahrungen betrachten mögen, keinesfalls aber sich verleiten lassen dürfen, ohne früher genau einen Arzt über die besonderen Krankheitsverhältnisse Ihres Freundes unterrichtet und seine Zustimmung erhalten zu haben, dieses Wasser zu gebrauchen. Ich kann mich daher nur im Allgemeinen über diesen Gegenstand aussprechen, und in dieser Hinsicht kann ich versichern, daß das Saidshiger-Bitterwasser das Eigenthümliche hat, daß es zwar auflöst und abführt, daß es aber zugleich eine gewisse Energie der Verdauung, vermehrte Gsluß. (daher man es schon von uralten Zeiten in der Umgegend „Freschwasser“ nannte) und beschleunigte Aneignung des Nahrungsstoffes herbeiführt, und da es also den schwächenden Nachtheil gewöhnlicher Abführmittel nicht hat, so wird dasselbe auch von reißbaren, zu Krämpfen geneigten Personen leichter vertragen. Es unterscheidet sich auch diese Quelle von den künstlichen Salzaufösungen durch seine sanftere aber doch mehr eingreifende, besonders den zähen Schleim und die gallichten Stockungen zertheilende Kraft, wodurch es das Auflösen und Ausführen dieses Schleimes und der Galle noch da bewirkt, wo die künstlichen Salzaufösungen nicht wirken wollen, und wegen seines Eisen- und Kohlensäuregehalts, länger und anhaltender in mäßigen Gaben fortgesetzt werden kann, ohne die schwächenden Wirkungen künstlicher Salzwasser hervorzubringen. Nicht zu verkennen ist ferner die Kraft des Saidshiger-Bitterwassers, um Stockungen, Verhärtungen, und Anschwellung der Leber und der Gekrösdrüsen, und Vollblütigkeit des Unterleibes, in deren Folge Goldaderbeschwerden u. s. w. entstehen, zu heben, und die Anlage zu Stein- und Grieskrankheiten zu brechen. Falls der Kranke sein Uebel von unterdrückten Blutausleerungen, an die er schon gewohnt war, herleitet, so können durch einen entsprechenden Gebrauch dieses Wassers auch die mit Blut krankhaft überfüllten Organe durch den hergestellten Rücktritt der unterdrückten Ausleerung, wieder frey werden und die Gesundheit zurückkehren. Vorzüglich bemerkenswerth ist die heilsame Wirkung des Saidshigerbrunnens auf jene Personen, welche an hartnäckiger Verschleimung, die nicht in einer allgemeinen schon weit vorgerückten Schwäche ihren Grund hat, leiden, und wo es darauf ankommt, von den verschleimenden Organen, die man später durch eisenhaltige Quellen oder andere stärkende Mittel gegen die neue Schleimerzeugung sichern will, vorläufig den schon angehäuften Schleim zu entfernen, ohne den Körper zu schwächen, so, daß der Gebrauch unseres Wassers als Vorbereitungs mittel zu den eisenhaltigen Säuerlingen dienen kann. Es wäre hier nicht der Ort, Ihnen ein Verzeichniß der besonderen Krankheitsfälle anzugeben, in denen sich das Saidshigerwasser heilsam zeigt, indem dieß mehr in das Gebiet des Arztes geht, und ich Sie bloß auf die Kräfte dieses Heilmittels im Allgemeinen aufmerksam machen wollte, daher schließe ich diesen Brief mit dem Wunsche, daß dieses Wasser ganz dem Gesundheitszustande Ihres Freundes zusagen möge, und daß Sie

sich mit dieser allgemeinen Auskunft begnügen. Sollte es Ihnen aber auch darum zu thun seyn über die Geschichte der Saidshigerquellen, über die Lage und geognostische Beschreibung der Gegend von Saidshiger etwas genauer unterrichtet zu werden, so kann ich Ihnen in dieser Hinsicht ein in Prag im Jahr 1827 erschienenenes Werk, unter dem Titel: „Das Saidshiger-Bitterwasser, chemisch untersucht vom Professor Steinmann, historisch, geognostisch und heilkundig dargestellt von Dr. Reuß k. k. Bergvater, empfehlen. Ich habe die Ehre mit vieler Hochachtung.

— e —

Miscellen.

Die Brautwahl ohne Bräutigam.

In Dorend, einer Stadt am caspischen Meere, steht nur den Altern die Freyheit zu, für ihre Söhne Bräute zu wählen. Die Mutter besucht gewöhnlich die Braut im Rahmen ihres Sohnes, und nur die ihren Beyfall hat, wird seine Gattinn. Der Heirathskandidat bekommt seine künftige Gattinn, auch wenn er zehn Jahr Bräutigam bliebe, durchaus nicht zu Gesichte. Übrigens erheischt es die Sitte, seine Braut durch allerlei Aufmerksamkeiten anzuziehen, und mit Geschenken aller Art zu überraschen, ohne ihr Haus zu betreten, ja nicht einmal bey demselben vorübergehen zu dürfen. Selbst am Tage der Verbindung wird ihm das Glück nicht zu Theil, das holde Antlitz seiner Braut zu beschauen; erst drey Tage nach der Hochzeit findet unter Ceremonien ihre Entschleierung Statt.

Die Braut wird bis dahin von weißlichen Augen sorgsam bewacht, und sie zieht sich den Zorn des ganzen schönen Frauengeschlechtes zu, wenn sie ihrem Bräutigam vor dem Ablauf der gesetzten Zeit die Gesichtszüge verräth. — Die Eifersucht ist bey den Tartaren so übertrieben, daß selbst der Vater des Bräutigams die junge Frau erst nach geraumer Zeit zu sehen bekommt, und auf die Fragen, die er in dieser Zeit an sie richtet, darf sie höchstens mit Ja, und Nein! antworten. Gewöhnlich erlaubt man ihr nur eine leichte Bewegung des Kopfes; die Belahung oder Verneigung auszudrücken, ja nie selbst zu sprechen, welches letztere ihnen sehr hoch angerechnet würde; denn der Hausfriede dieser Schutzgeist der Ehen, wäre verwirkt.

Eine sonderbare Schutzwehre.

Eine todte Laube, oder ein Stück Schweinefleisch, aufgehängt am Eingange eines Hauses, ist bey den Neu-Seeländern die beste Schutzwehre gegen ungeladene Gäste, weil sie sich scheuen, und die nachtheiligsten Folgen befürchten, wenn sie ein so bezeichnetes Haus betreten. Der Red. Der Frenkugeln fügt die Bemerkung hinzu: Bey uns möchte wohl ein solches Verfahren gerade das Gegentheil zuwege bringen, indem die Schmarozer dadurch angelockt werden würden von diesen Vorräthen auch etwas mitgessen.

Derbe Rede, gleiche Antwort.

Der durch sein Wochenblatt „der Arzt“ bekannte Dr. Unzer befand sich auf dem Landgute eines stolzen Handelsherrn, und dieser zeigte ihm unter andern einen Stall mit den Worten: „hier wohnt mein Doctor, und ich befinde mich trefflich bey seinen Recepten.“ Unzer sah darin einen Esel und sagte, „dieser Doctor kann Ihnen allein nur verschreiben, was ihrer und seiner Natur, am angemessensten ist.“

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft in der Stadt, Spiegelgasse nächst dem Graben Nr. 1095.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

z u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

67.

Wien, Mittwoch den 22. August

1832.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagsbandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drey Gulden C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mahl portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Teudersche Buchhandlung in Monatheften mit Umschlägen versehen.

Cholera in Alexandrien.

(Beschluß.)

Die aufgelöste Behörde gesteht dem Vicekönige und dem Herrn Boghos den Ruhm zu, mit großer Bereitwilligkeit in ihre Ansichten und Vorschläge eingegangen zu seyn, so daß, wenn sie Gutes zu bewirken im Stande gewesen wäre, es gewiß hätte erfolgen müssen. Nach gehobener Anwendung dieses letzten Vorkehrungsmittels dachte nun Jeder an sich. Die Consuln und alle wohlhabenderen Einwohner schlossen sich ein, und warteten innerhalb ihrer Häuser das Weitere ab. Die Seuche ging ihren verheerenden Gang.

Scheinbar Gesunde sah Herr Acerbi plötzlich auf der Straße niederstürzen, erbrechen, und Krämpfe bekommen, und dann von ihren Kammeraden fortgeschaffen, man wußte nicht wohin. Hunderte von Kranken wurden auf Eseln über den Platz geschafft, auf den des öster. Gen. Consuls Fenster gingen, und Tausende von Todten. Er konnte 100 — 150 Leichenzüge auf den Tag rechnen. Von Sonnenaufgang bis zum Abend sah man nur Särge und hörte man nur die traurigen Worte, das „La illah illah Allah, la illah illah Allah,“ womit die Araber ihre Verstorbenen zu Grabe geleiten. Herr Acerbi fügt seinem Berichte für Freunde der Musik die Klage töne dieses Chors in Noten gesetzt bey, die mit unermüdblicher Ausdauer ohne Abänderung tausend Mahl wiederholt wurden. Nachrichten über die Fortschritte der Krankheit, über Todesfälle unter Bekannten, Freunden und Nachbarn füllten die geschäftlosen Tage aus, wo die nächste Noth das Interesse für entfernte verdrängte. Gegen Sonnenuntergang von der Terasse der Häuser aus, mit seinen Nach-

barn einige Augenblicke zu schwagen, war der einzige Trost für den Überlebenden. Doch wollte man auch bey diesen und ähnlichen Fällen Vernachlässigungen der strengen Contumaz nachweisen, die bey der Mehrzahl als ein unbedingtes Sicherungsmittel galt. Bey den mancherley Bekümmernissen dieser Zeit blieb dieses die einzige Tröstung; ein Linderungsmittel für den Kummer lag in der Gewöhnung. Der Mensch wird nach und nach mit Allem vertraut, auch mit dem Schlimmsten. Wer 20 Tage lang Hunderte von Leichen täglich hat fortschaffen sehen, sieht So an einem Tage für nichts Bedeutendes mehr an, und hält So für ein Zeichen der Gesundheit. Herr Acerbi gesteht mit einiger Beschämung, daß ein solcher Leichenzug allmählich ein gleichgültiges Schauspiel, endlich manchmahl beynahe ein Lustspiel ward. Denn von Zeit zu Zeit begaben sich einige Scherze in der Leichenbegleitung, die weit eher auf etwas Anderes als eine solche traurige Feyerlichkeit schließen lassen. Da wurde manchmahl gesprungen, manchmahl im Kreise herumgezogen, manchmahl ein Unweg gemacht, manchmahl schrieen Kinder drein, manchmahl klatschte man in die Hände, machte Lärm mit Becken und Zimbeln, Bewegungen in die Luft, und manchmahl schwuren und tobten die gedungenen Klageweiber. Besonders verdient das Gehen im Kreise einige Beachtung, da es mit der Geschichte der menschlichen Ansichten und Verirrungen zusammenhängt. Gemeine Araber nähmlich und auch Vornehme behaupten, daß die Todten manchmahl so schwer würden, als wären sie von Blei, so daß die Träger die Knie nicht fortbringen können. Dann treten die kräftigsten Nebenmänner ein. Zuweilen mache der Todte sich aber so leicht, daß man besorgen müsse, er ging nach Oben

davon. Zuweilen schlage der Todte mit Kopf und Füßen an den Sargdeckel, so daß sich alles bewege, und leider mag das oftmahls der Fall seyn. Bey der Eile der Türken und Araber, die Leichen beynähe noch warm zu Grabe zu tragen, kann man annehmen, daß zehn von hundert lebendig begraben werden. Glücklich sind daher die Armen, welche offen getragen werden. Die können sich erheben und von der Bahre herabspringen; viele waren jetzt in dem Falle, und zwey solche sahen wir nach einander am Fenster unseres Nachbars. Andere aber, erzählen die Araber, wollen nicht von der Stelle, und verlangen auf dem Plage beerdigt zu werden. Leider geschieht dem Todten häufig sein Wille, und daher kommt es, daß man in der Stadt an Stellen Gräber antrifft, wo man nicht begreift, wie sie dorthin kommen. Zuweilen versuchen die Träger, wenn der Todte nicht von der Stelle will, das Auskunftsmittel, mit ihm ein paar Mahl im Kreise nach allen Richtungen herumzugehen, um ihn irre zu machen, und meistens fällt diese List glücklich aus. Oft geht man ein paar Schritte zurück und versucht so den Todten zu täuschen; kommt aber, wenn man völlig die Richtung verändert, mit großen unmerklichen Bogen wieder auf die ursprüngliche Straße. Rechnet man dazu den mannigfaltigen Prunk bey den Leichenzügen, der auch ein Schauspiel darbiethet. Anfangs schienen mir alle gleich, alle jammervoll und zerknirschend; doch als ich so viele gesehen, veranlaßte die Gleichgültigkeit mich, das Einzelne mehr zu beachten. Männer, Frauen, Arme und Reiche machen auch dort, wie bey uns, den letzten Weg mit mannigfaltig verschiedenen Abzeichen.

Nur arme Leute ohne Gefolge; nicht ohne Gebethe, welche die vier Träger verrichten. Christen allein von jedem Bekenntnisse in aller Stille, ohne Kreuz oder anderes religiöses Zeichen. Unter den Türken und Arabern gibt es eine Classe ihrer Heiligen, die mit mehr Prunk und Lärm als selbst die Reichsten zu Grabe gebracht werden. Fahnen und Fähnchen, Zepiche und Tücher schmücken die Begleiter; Frauen, Männer und Kinder strömen in Schaaren herzu.

Doch woran erkennt man der Heiligen Körper? An den Thaten des verstorbenen Lebens oder an den Wundern der Gegenwart? Nicht doch! die ganze so wichtige Streitfrage entscheidet der Leichenwäscher. Bemerket er bey'm Abwaschen des Körpers, daß die Steine des Fußbodens schneller austrocknen als gewöhnlich, so ruft er schreyend den Heiligen aus, und das herbeyströmende Volk reißt die Lappen und Läppchen ab, um sich Fahnen daraus zu machen. Kinder klatschen jubelnd in die Hände, lärmen mit Becken und Triangeln und folgen so tobend dem Geleite. Gerade die Heiligen sind die eigensinnigsten Leichen; sie machen sich schwer, wollen in die Luft zerfließen, wollen immer vorwärts oder nicht von der Stelle.

Die einzelnen Angaben über die Erscheinungsformen der Krankheit, so wie über die Anzahl ihrer Opfer, müssen wir ärztlichen Zeitschriften überlassen, aus Hrn. Acerbis Berichte zu entlehnen, uns begnügend, das

hier zusammenzustellen, was die Volkssttte in Alexandria und was das Leben der dortigen Europäer während der jammervollen Zeit bezeichnet.

Der Hypochonder.

Ich ging neulich zu einem Kranken, und trat, um meinen Kranken Freund zu überraschen, und zu erfahren, wie es bey ihm in der Krankenstube aussieht, wenn man unangemeldet zu ihm kommt, geradeweges zu ihm ein. Ich fand ihn außer dem Bette, in Pantoffeln und Schlafrocke, Nachtmüße, im Lehnstuhl vor einem großen breiten Schreibtische, die Feder in der Hand, aus einem Buche Stellen abschreibend; er war so vertieft in diesem Geschäfte, daß er mich gar nicht anklöpfen und noch weniger eintreten hörte. Um ihn lagen noch mehrere andere Bücher herum, die er abwechselnd in die Hand nahm und darin mit sehr ernsthafter Miene hie und da sich mit Bleystift Stellen anmerkte. Verwundert über die so unermüdete Geschäftigkeit meines Freundes, der recht krank aussah, und auf dessen Tisch noch mehrere Arzneyflaschen standen, räusperte ich mich, und fing ein wenig zu husten an, um ihn aus seinem gelehrten Tiefsinn ein bißchen zu wecken. „Cy, Sie da,“ rief er verwundert aus, und war allsogleich beschäftigt, die um ihn liegenden Bücher schnell wegzuräumen.

Ich. Sie sorgen wenig für Ihre Gesundheit, daß Sie während Ihre Ärzte Ihnen jede Anstrengung des Geistes verbotnen haben, sich nun in die Bücher so sehr vertiefen, und noch dazu bey dem Schreiben Ihre Augen verderben.

Er. Kleinigkeiten; es ist nichts, das in mein Fach einschlägt, sondern bloß Erhohlungslectüre.

Ich. Darf ich wissen, wessen Inhalts? Sie haben sich gewiß Anekdoten herausgeschrieben, um Ihre trüben Stunden, die so oft Ihr Gemüth umwölken, zu erheitern.

Er. Wie gesagt, Unterhaltungslectüre, bekannte Schriftsteller, Sie werden nichts Neues in diesen Büchern finden (er will die Bücher wegräumen).

Ich. Erlauben Sie (den Titel eines Buches lesend), „Mittel gegen Verschleimungen, oder die Kunst gut zu verdauen“. Ist das die Unterhaltungslectüre für einen Hypochondristen, der froh seyn sollte, an die Krankheiten und an alle Bücher, worin ihrer Erwähnung geschieht, zu vergessen? (den Titel eines zweyten Buches aufschlagend). „Die geeignetsten und sichersten Arzneymittel, ein hohes Alter zu erreichen.“ „Handbuch, wie man am zweckmäßigsten sich selbst curiren kann.“ „Der Hausarzt.“ — Ich will die andern Bücher gar nicht mehr ansehen, aber mein Herz bricht mir, wenn ich sehe, wie Sie lieber Freund, Ihre Gesundheit untergraben, tagtäglich mehr in sich gekehrt werden, und sich eine Krankheit einbilden, die nur aus ihrer Phantastie deswegen neue Nahrung schöpft, weil Sie durch das Lesen medicinischer Bücher sich in diesen Einbildungen immer erhalten, während Sie doch längst gesund wären, wenn Sie heitern Muthes jede krankhafte Grille Ihrer aufgeregten Einbildungskraft also-

gleich unterdrückten, fleißig in gottesfreyer Natur spazieren gingen, anstatt hier Stellen aus Ihren medicinischen Büchern abzuschreiben.

Er. Es war nur Zeitvertreib; Sie glauben nicht, wie wohl es meinem besorgten Herzen thun muß, meinen Zustand so ganz, wie ich ihn fühle, von Ärzten in den Büchern beschrieben zu sehen, und gleich dabey die besten Mittel dafür zu lesen, da diese meistens Hausmittel, oder solche sind, die ich aus vieler Erfahrung genauer kenne, so schreibe ich mir dieselben auf, um im Falle der Noth, gleich zu wissen, was zu thun sey.

Ich. Wissen Sie nicht jene Anekdote, die ein großer Arzt von sich erzählt, daß er noch als Zuhörer eines der größten Lehrer der Medicin, an einen Milzübel gelitten, und jede Krankheit, die eben der Lehrer mit lebendiger Rede von der Kanzel theoretisch besprach, so lange selbst zu haben glaubte, als der Vortrag hierüber dauerte, und so gleich wieder in eine zweyte Krankheit verfiel, sobald der Lehrer auf dem Katheder zu ihr überging. Dieser Arzt sah endlich ein, daß es wohl Einbildung seyn muß, daher rät er Jedem, der an solchen Grillen leidet, seine Milz zu befühlen und —

Er. Ja, das thue ich auch sehr oft; ich befühle nicht nur meinen Milz, sondern auch meine Leber, besehe meine Zunge einige Mahl des Tages im Spiegel, gebe recht genau auf jede Empfindung in meinem Körper Acht, und so glaube ich doch endlich den Zweck zu erreichen, den Sie meines Übels zu erforschen.

Ich. Sie ließen mich nicht ausreden; jener Arzt will, daß man die Milz befühle, und sobald man merkt, daß sie etwas härter als gewöhnlich sey, so schwöre man sich heilig zu, — sie nicht mehr anzurühren, und an sich ganz zu vergessen. Glauben Sie mir, es kommt durch das ewige Grübeln über ihren eigenen Krankheitszustand nichts heraus, Sie quälen ihre Phantastie mit dem Auffinden eines Übels, das nicht außer, sondern in ihr liegt, für solche tiefeingewurzelte Einbildungen sind Geistesstärke, und ein fester Entschluß, gesund seyn zu wollen, das beste Mittel.

Er. Ja das ist leicht gesagt, aber wie schwer ausgeführt. Ich studiere in den besten medicinischen Büchern, um Mittel zu finden gegen meinen Zustand, ich vermeide jeden Diätfehler sehr genau, lebe mäßig, trinke Wasser, und doch wenn ich fünf bis sechs Stunden nacheinander sitze und arbeite, erwachen alle die schwarzen Bilder, die mich verfolgen, und mich dazu treiben, meine Zuflucht zu einem medicinischen Buche zu nehmen.

Ich. Machen Sie den Versuch, und werfen Sie alle Bücher, die Ihnen über Krankheiten in die Hand kommen, in das helle Feuer, machen Sie tüchtig Bewegung, lesen Sie in dem offenen Buch der Natur, da sind die Charaktere groß gedruckt, und stärken die Augen, denken Sie an alles Andere, nur nicht an sich selbst, vergessen Sie, daß es Ärzte, Apotheker, Medicinische Zeitungen und derley Bücher gibt, und Sie sollen sehen, daß Sie bald frisch und gesund seyn werden.

Er. Ich werde Ihren Rath befolgen. (Er wirft alle Bücher ins Feuer *).

Mein Freund hat Wort gehalten, und ich habe ihn nach einem Jahre als den lustigsten Gesellschafter getroffen. Er dankte mir für den Rath, den ich ihm als Freund ertheilt, und bedauerte nur, daß ihm nicht früher dieser glückliche Gedanke gekommen war. Als eine Probe seiner guten Laune theilte er mir die Abschrift eines Briefes mit, den er, wie er mir sagt, dem Redacteur der populären österreichischen Gesundheitszeitung, neulich geschrieben. Er lautet so:)

Werthester Herr Redacteur!

Sie werden sich wundern, daß ich so lange nicht in dem Verzeichnisse Ihrer Pränumeranten erschienen bin. Die ganze Stadt weiß, daß ich ehemahls der größte Grillenfänger auf Erden war, und mit Lichtern Alles aufgesucht habe, um für meine Krankheit passende Nahmen und Mittel zu finden, und Sie haben wahrscheinlich darauf gerechnet, auch mich unter Ihre fleißigsten Abonnenten zu zählen. Allein der Umstand, daß ich in Ihrer Zeitung keine Arzneymittel gegen Krankheiten, sondern immer den Grundsatz bey Ihnen vorherrschen sah, daß man die Wahl derselben den Ärzten überlassen müsse, so habe ich an Ihrem Blatte nicht Theil genommen. Da ich aber durch einen meiner Freunde, von meiner Wuth, Mittel gegen meine eingebildete Krankheit zu suchen, geheilt worden bin, und er mir eine heitere Laune als das beste Mittel angerathen, so folgte ich seinem Beispiele, und bin nun Gottlob vollkommen hergestellt, daher bitte Sie diese meine Heilung durch Ihr Blatt bekannt zu machen, damit sich manche grillenhafte Leser daran ein Beispiel nehmen, nichts Medicinisches lesen, ja nicht einmahl Ihr Blatt zur Hand nehmen mögen, wenn es nicht auch dazu beytragen sollte, sie zugleich in eine heitere Laune zu versetzen. Ich bitte Sie mich unter Diejenigen zu rechnen, die aus reiner Menschenliebe die Wahrheit sagen, daher hoffe ich, daß Sie die Lehre, die ich Ihnen gebe, gutwillig aufnehmen werden, nämlich in Ihrem Blatte keine tiefgelehrten Forschungen und Abhandlungen über Krankheiten und deren Mittel, sondern in einem angenehmen Wechsel von Scherz und Ernst, Ihre Leser über Ihre Gesundheit in einer einfachen, schmucklosen Sprache zu belehren, zu unterhalten, damit Sie durch die Erregung eines guten Humors dieselben gesund erhalten und dadurch den Zweck erreichen, daß Sie kein medicinisches Buch lesen, folglich desto eher froh bleiben. Sollte ich sehen, daß Sie meinen wohlgemeinten Rath befolgen, so werden Sie mich bald auf der Liste Ihrer Abonnenten sehen. Mit aller Hochachtung verbleibe ich Ihr N. N.

— I —

*) Zum Glück hielt dieser Hypochondrist die populäre österreichische Gesundheitszeitung nicht, sonst wäre vielleicht auch ihr das Schicksal verbrannt zu werden, zu Theil geworden.

Aphorismen,

über die Krankheiten der Handwerker und Künstler.

Sehr vielen Krankheiten sind jene Handwerker und Künstler ausgefetzt, welche in einer Atmosphäre leben, welche mit feinvertheiltem Staub oder Dunst mineralischer Körper geschwängert ist.

Zu dieser Gattung gehören alle Arbeiter in den verschiedenen Metallen, z. B. in Quecksilber, Bley, Zinn, Kupfer; mithin Bergleute, Berggoldder, Spiegelfabrikanten, Zöpfer, Zinngießer, Mahler, u. s. w.

Die Uebel dieser Leute kommen von den Ausdünstungen der Metalle her, welche die Haut einsaugt, oder die sich im Magen anhäufen, oder mit der Lunge eingeathmet werden.

Die ersten Zeichen der Metallkrankheiten zeigen sich im Allgemeinen hauptsächlich im Magen und in den Eingeweiden, gehen aber dann später, zuweilen aber auch gleich Anfangs, auf die Nerven und ihre Verrichtungen über; man darf aber deswegen nicht glauben, daß sich der Metallstaub in die Organe des menschlichen Körpers setze, sondern man muß annehmen, daß die Ausflüsse und Ausdünstungen der Metalle eine ganz eigenthümliche Wirkung auf die Nerven haben.

Arbeiter, welche der Einwirkung eines sich auflösenden Metalles ausgefetzt sind, müssen sehr vorsichtig und schonend mit ihrem Blute umgehen, und zu dem Aderlassen ja niemals ohne ärztlichen Rath sich entschließen.

Metallarbeiter sollten gleich beim Anfange einer Metallkrankheit einen Arzt zu Rathe ziehen. Ihr Uebel würde sonst tiefe Wurzeln fassen, und der Arzt, der von Professionisten nur um schnelle Hülfe gebeten wird, könnte alsdann kaum schleunige Hülfe leisten; alsdann kommt die Langleiwe und das Unangenehme einer langen Krankheit noch in Verbindung mit der Unruhe, welche Handwerker in Erkrankungsfällen über das Schicksal ihrer Familie zu empfinden pflegen.

Ein griechischer Weise (Plato) sagt: Einen Kranken Professionisten muß der Arzt mit schnell wirkenden Mitteln curiren. Will er ihm ein genaues strenges Verhalten vorschreiben und eine Menge Arzneimittel anwenden, so wird der Arbeiter ihm bald entgegen, daß er keine Zeit zum Krankfeyn habe, daß er seine Tage unmöglich damit zubringen könne, den ganzen Plunder von Arzneien durchzuprobiren und seine Arbeit liegen zu lassen; er wird endlich dem Arzte Lebewohl sagen, und sobald er sich nur etwas besser fühlt, seine Arbeit wieder ergreifen.

Neues aus der Zeit.

Schmutz und Gestand der niederen Volksschasse zu Paris.

Um einen anschaulichen Begriff von dem Gestand und der Unreinlichkeit des Pariser Pöbels zu erhalten, dienen unter andern

folgende Berichte des Gesundheitsrathes daselbst, die wir seiner Merkwürdigkeit wegen hier mittheilen: Auszug eines Rapports der Gesundheitscommission des Quartiers du jardin des plantes vom 8. November v. J.: Man kann sich kaum das Gestand eines großen Theils der Straßen Neuvo, Saint Medard, Gracieuse, Triperet des Boulangers vorstellen, deren Einwohner die zum Leben nothwendigsten Dinge entbehrend, mit Lumpen bedeckt, ohne Hemd und Strümpfe, meist barfuß, bey jeder Witterung die Straßen durchlaufen, oft ganz durchnäßt nach Hause zurückkehren, und ihre Kleider nicht wechseln, ja nicht einmahl im Feuer trocknen können. Sie bringen verschiedene Dinge mit, die sie im Schmutz der Hauptstadt sammelten, und deren übler Geruch so mit ihrer Person intensifizirt scheint, daß sie selbst wandernden Düngerhaufen gleichen. Zu Hause angelangt, ist ihre erste Sorge, nachdem sie ihren Tragskorb geleert, die Lumpen vom alten Papier, die Knochen von alten Schuhen und Thierfellen zu sondern, alles dieß, mehr oder minder beschmutzte Zeug wird leicht gewaschen, und in ihrer Kammer, oft auf ihrem Bette zum Trocknen ausgebreitet. Ihre Wohnungen sind größtentheils alt, feuchtes, dumpfes, schlecht unterhaltenes Mauerwerk, die Zimmer schlecht gepflastert; die, welche den Titel hôtel garni führen, enthalten 8 — 10 Betten, hart an einander gedrängt und meist jemehr als eine Person beherbergend. In den andern Häusern ist das Gestand noch sichtbar; in den meisten Fensterböden sind die Glasscheiben durch Papier ersetzt; die Milchleute fast aller Einrichtung entblößt, etwas Stroh, zuweilen in schlechten, leinernen Säcken, ja der Fußboden selbst, ist das einzige Bett, worauf eine ganze Familie ruht. Oft zählt man vier Kinder, Vater und Mutter auf einer solchen Lagerstatt, sehr glücklich, wenn sie dazu noch eine schlechte Decke haben; es ist auch nicht nöthig zu erinnern, daß sie sich nicht die Mühe des Auskleidens geben.

Wir haben noch einen Auszug eines andern Rapports der Gesundheitscommission des 12. Arrondissements vor uns, aus welchem ebenfalls hervorgeht, daß manche Straßen in Paris wahre Kloaken, ohne Nivellement und ohne Pflaster sind, welche das Regen- und Waschwasser und alle Sorten Unreinlichkeit aufnehmen. Die sogenannten Lumpensammler (Chiffonniers) sind zur Hälfte mit Fetzen bedeckt, und leben in Mitte ihrer Lumpen, Knochen, Häute, alten Schuhe und Papiere, welche sie in der Stadt zusammenkräften; sie schlafen auf etwas Stroh, auch auf dem bloßen Boden, haben selten eine Decke, sich bey der Nacht einzuhüllen, und liegen in engen Räumen in großer Anzahl zusammengedrängt; in ihrer Nähe liegen die Magazine, wo die Lumpenhändler en gros, ungeheuere Haufen von Knochen und Lumpen aufthürmen.

Besonders bemerkenswerth ist in dieser Hinsicht das Fleuveflüßchen in Paris, dessen Lauf etwa 600 Toisen beträgt, einen Schlammgrund von 3 Fuß und darüber hat, und das Wasser von den Wäschereyen, Gießereyen, Stärkmehlfabriken, Roth- und Weißgärbereyen, Färbereyen u. erhält, wozu noch der Ablauf von vier großen Spitalern, vier Casernen, einem großen anatomischen Theater, und einem Gefängnisse hinzukommen. Man wirft abgehäutete Thiere hinein; Kinder sind schon hineingefallen, und obgleich schnell herausgehohlet, waren doch mehrere im Schlamm erstickt.

— m —

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik, Basler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft in der Stadt, Spiegelgasse, nächst dem Graben Nr. 1095.

Bedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse N. r. 1108.

P o p u l ä r e

Oesterreichische Gesundheits = Zeitung ;

z u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

68.

Wien, Samstag den 25. August

1832.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagshandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drey Gulden S. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden S. M. ganzjährig, und um vier Gulden S. M. halbjährig wöchentlich zwey Mahl portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monathheften mit Umschlägen versehen.

Einige Worte über verstellte Krankheiten.

Folgende Fälle, welche der große Arzt de Haën *) erzählt, beweisen, wie vorsichtig nicht bloß der Arzt und der Kriminalrichter, sondern überhaupt Jedermann seyn sollte, wenn ihm Fälle von hinfällender Krankheit, von starken Krämpfen und überhaupt von Nervenzufällen vorkommen, welche nur von Zeit zu Zeit den Menschen befallen. Die Verstellungskunst hat es in dieser Hinsicht weiter gebracht, als es mancher Menschenfreund glauben möchte, der bey jedem ähnlichen Zufall auf der Gasse alsogleich bereit ist, seine Börse dem Unglücklichen zu öffnen, der bewußtlos niederstürzt, von den heftigsten Convulsionen ergriffen scheint, und alle Symptome einer wirklichen Epilepsie nachsäßt. Solche Betrüger wissen ihr Spiel mit einer solchen Fertigkeit zu treiben, daß selbst Ärzte, (denen doch die wahren Krankheitsbilder aus der Natur so bekannt sind) getäuscht werden können. Die von de Haën erzählten Fälle sind folgende :

Er bekommt ein Mädchen in die Behandlung, die an schwerem Gehör zu leiden vorgibt. Nachdem dieses durch Ableitungsmittel und durch Einspritzungen hergestellt wird, entstehen Zufälle, die, wie die Mutter des Mädchens erzählte, im Folgenden bestanden: Das Mädchen fängt zu zittern an, verfällt in große Angst, wird fast athemlos, schleudert die Arme und dann den ganzen Körper hin und her, wirft sich zu Boden, schließt die Daumen fest innerhalb der geballten Fäuste, schreit heftig auf, singt, und hat Schaum vor dem Munde.

Anfangs kamen diese 'Anfälle' zwey- bis drey-mahl des Tages, nun aber stellen sich dieselben fast jede Stunde ein. Um diese Krankheit genauer und nach Bequemlichkeit zu beobachten, läßt de Haën die Kranke ins Spital bringen, und noch an demselben Tage sah er sie im Bette von einem sehr heftigen Anfalle ergriffen, wobey vorzüglich die Daumen so stark innerhalb der Fäuste festgehalten wurden, daß er sie trotz der größten Anstrengung nicht herauslösen konnte. Indessen vermuthete der Arzt, daß ein Betrug dahinter stecke, und zwar deswegen weil 1) die Augen während dem Anfalle nicht halbgeschlossen blinzelten, sondern wie bey gesunden Menschen, vollkommen offen waren, 2) der Puls fast natürlich war, 3) die Pupille bey zugezogenen Bettvorhängen sich erweiterte, und bey deren Wegziehen sich wieder verengte; auch zog sich die Pupille, wenn man dem Auge ein Licht vorhielt, sehr lebhaft zusammen, so daß das Mädchen, als wenn ihr der Lichtschein unangenehm wäre, den Kopf wegwendete. Sie wurde daher aus dem Bette genommen; der Krankenwärter drohte ihr mit Strafe, wenn sie fallen sollte, und der Stock, den er bedeutungsvoll schwang, hielt die Fortsetzung des Anfalls, zu dem sie sich eben anschickte, vollkommen ab; und bald darauf gestand das Mädchen, daß sowohl die ehemahlige Taubheit, als auch die jetzige Krankheit eine von ihr deswegen erdichtete gewesen sey, damit sie dem Dienste einer Magd, wozu ihre Mutter sie bestimmt hatte, entgegen möchte.

Weit schlauer und in der Verstellungskunst geübter, war ein Knabe, der unsern de Haën mehrere Tage durch seinen Betrug zum Besten hatte. Derselbe pflegte von heftigen Krämpfen im Bauche ergriffen zu werden, worauf sich ein sehr anhaltendes starkes Schluch-

*) Rat. med. p. 5. c. 42

zen einstellte. Die Mutter des angeblichen Kranken meinte, diese Zufälle seyen durch ein ehemahls genommenes Brechmittel entstanden, und sie fügte noch die Versicherung hinzu, daß dergleichen Anfälle bey dem Knaben auch im Schlafe sich einstellen. Nach einigen Tagen der Behandlung im Spital hören diese Zufälle auf, der Knabe scheint vollkommen hergestellt, wird aus dem Krankenhause entlassen, und zu seinen Ältern heimgeschickt. Kaum betrat aber derselbe das väterliche Haus, als sich obgenannte Anfälle wieder erneuern. Die Mutter bringt ihn wieder ins Spital. De Haën argwöhnnte Verstellung, läßt den Kranken in ein besonderes Zimmer einsperren, wo derselbe, als er ganz allein und keinesfalls durch das Schlüsselloch beobachtet zu seyn glaubte, sehr ruhig saß, bey dem Eintritt des Arztes sogleich in Krämpfe und Schluchzen verfiel, aber sobald derselbe wegging, wieder ruhig wurde; ja diese Ruhe trat zuweilen ein, wenn er die Umstehenden mit irgend etwas außer ihm beschäftigt sah, weil ihn die künstlichen Bewegungen auch zuweilen ermüden mußten. Als dessen Vater herbeygehohlet und demselben des Sohnes Verstellung vorgehalten wurde, bekannte Letzterer, er habe deswegen zu diesem Betrüge seine Zuflucht genommen, um von seinem Meister, zu dem er in die Lehre gehen mußte, in das väterliche Haus wieder entlassen zu werden. Geübte Practiker, denen solche Fälle vorkommen, pflegen sich ähnlicher Kunstgriffe, wie die eben erzählten zu bedienen, um den Betrug zu entdecken; auch zwicken sie die Haut des angeblichen Kranken mit ihren Nägeln, oder halten Feuer vor die Hand oder vor irgend einen andern Theil des Körpers; und wenn auch dieß nichts nützt; so legen sie das Feuer auf diese Theile selbst. Es gibt viele Beispiele, daß man Epilepsien auf solche Art als erkünstelte entdeckt hat. Allein de Haën erzählt einen Fall verstellter Krankheit, wo man selbst durch das Feuer nichts entdecken konnte. Ein sehr ruchloses Weib, 20 Jahre alt, von welcher aus Bosheit eine alte Person ermordet wurde, gestand später im Kerker, daß sie die hinfällende Krankheit, woran sie scheinbar lange Zeit gelitten hatte, in ihrer gräßlichsten Form nachzuahmen verstanden, und erklärte sich bereit, diese Zufälle scheinbar darzustellen. Als man ihr dieß zu thun befahl, wußte sie es mit so großer Geschicklichkeit und mit so lebendiger Täuschung auszuführen, daß die Zuschauer glaubten, die verstellte Krankheit habe sich in eine wahre verwandelt; man befahl ihr also mitten im heftigsten Anfalle aufzustehen und herumzugehen und sie that dieses unverzüglich mit der größten Kaltblütigkeit. Als diese verruchte Person den nämlichen Versuch in Gegenwart des Präsidenten und der Professoren der medicinischen Fakultät wiederholte, zeigte sie an der Hand drey häßliche Narben, die von Wunden herrührten, welche ihr ein Wundarzt mit Feuer beybrachte, um die Wahrheit ihrer Anfälle auszumitteln, ohne jedoch im Mindesten eine Täuschung zu entdecken, indem sie das Brennen so ruhig ertrug, daß damahls Jeder von ihrer Krankheit überzeugt zu seyn schien. Wer sollte

glauben, daß ein sonst so unfehlbares Mittel, doch noch immer Zweifel übrig lassen könne? Vielleicht hätte bey diesem Weibe das Pariser Experiment genügt. Als nämlich in einer Straße in Paris Jemand vermuthete, daß der eben an scheinbarer Epilepsie Hingestürzte sich verstehe, befahl er dem Dahingesunkenen Stroß unterzulegen, damit er sich nicht verlege; und als dieses geschah, zündete er beyde Endpuncte des Stroßes mit einem Lichte an, und bewirkte durch diese List, daß der betrügerische Schurke mit Blitzesschnelle davon rannte.

Diese Beispiele mögen hinreichen um unsere Leser auf jenen Betrug aufmerksam zu machen, den Manche, besonders auf offener Straße spielen, damit sie die Barmherzigkeit der Vorbeygehenden rege machen; vorzüglich pflegen Bettler die hinfällende Krankheit künstlich nachzuahmen. „Knaben und Mädchen lernen (wie de Haën sagt) diese schlaue Kunst zu betriegen, wechselseitig von einander, um entweder einem schwersten Dienste zu entgehen, oder um sanfter behandelt zu werden, oder um nichts lernen zu dürfen. Mangel an Freyern ängstigt die reife Jungfrau, es gößt sie eine düstere Zukunft; sie hört zufällig von geschwägigen Matronen, daß die hinfällende Krankheit durchs Heirathen geheilt werde; ihr Entschluß ist gefaßt, sie erkünstelt heuchlerisch dieses Übel, um die zärtlichen Ältern stillschweigend zu zwingen, daß sie ihr einen Mann geben. Ja oft kann Bosheit allein der Grund dieser Verstellung, ohne aller Nebenabsicht seyn.

— e —

Aus dem Tagebuche eines Arztes.

Wir haben so viele Wörterbücher, die uns die Ausdrücke fremder Sprachen, die in Deutschland das Bürgerrecht erhalten haben, rein deutsch wieder geben, und es gibt sogenannte Puristen, die jedes fremde Wort hartlein deutsch übersezen. Schade, daß wir nicht auch einen eigenen Küchen-dictionnär besäßen, der uns die Speisen fremder Nationen rein deutsch übersezt, kurz es ist Schade, daß es keine Küchenpuristen, so wie Sprachpuristen, bey uns gibt. Wie manches Gift, das unter einem französischen Nahmen mit Wollust verschluckt wird, würde rein deutsch übersezt, uns Zurückschauern machen. Überhaupt wird dem Menschen moralisch und physisch, manche Speise unter einem ausländischen Nahmen als zuträglich geschildert, die er, in einer ihm klar verständlichen Benennung gewiß nicht berühren würde. Auch kann ja der deutsche Magen nicht einmahl mit dem ausländischen verglichen werden, und was dem Letztern verdaulich ist, kann dem erstern Gift werden. Hüthet euch also, Deutsche, vor jenen fremden Nahrungsmitteln, die so schön klingen, und so übel vertragen werden.

NB. Diese Bemerkung ist auch politischen Kannengießern zu empfehlen. —

Ich habe die stolze M. fast kaum erkannt, als ich heute zu ihr gerufen wurde. Wie sie sich verändert hat. Eine

einzig schwere Krankheit, die sie im Verlaufe dieses Jahres überstanden, hat wie ein Sturmwind von ihren Wangen alle zarten Frühlingsblüthen der Grazie abgeschüttelt. Sie gehörte zu jenen scheinbar glücklichen Wesen, denen man wegen ihrer Schönheit so viel Schmeicheleyen sagt, und so vergöttert, daß sie sich endlich selbst für Wesen höherer Art halten, denen man unbedingte Verehrung zollen müsse. Ich war früher ihr Hausarzt, und sah nur zu klar, daß sie dem süßen Gefühle, in Gesellschaften Bewunderung zu erringen, ihre Gesundheit zu opfern in Gefahr schwebte, daß die Mächte, die sie durchwache, ihrem zarten Körpergewebe Zerrüttung drohen; ich warnte sie in einer ernstern Stunde, sie bittend, auf meine Stimme als Freund zu achten. Allein ich erhielt zum Lohn meiner guten Meinung — den Abschied; ein anderer Kunstgenosse sah die Gefahr nicht ein, und sie lebte im süßen Taumel des Wahnes fort. Nun ward leider meine Prophezeiung wahr, sie erkrankte schwer, ihr Stolz gab es anfangs nicht zu, mich herbezurufen zu lassen, und als später — leider zu spät — es doch geschah, sagte sie mir beym Eintritt (mit Thränen in den Augen) „O! hätte ich die Stimme des Arztes, der zugleich mein Freund war, der Stimme desjenigen vorgezogen, der nur mein Schmeichler gewesen! —“

Wenn man dem Ursprunge mancher Epidemie näher auf den Grund kommen will, darf man ja nicht die Volksfeste unbeachtet lassen, die zuvor oder während des Ausbruchs solcher Krankheiten Statt finden. Bey solchen Gelegenheiten allgemeinen Vergnügens sind die Gemüther sehr geneigt, sich Genüssen zu überlassen, denen man sonst leicht ausweicht, oder an die man sonst gar nicht denkt. Man ißt und trinkt oft bloß der Gesellschaft zu Lieb, der Appetit wird durch die muntere Stimmung erhöht, man vergißt sich und begehrt Excesse, die man schon, den nächsten Tag bereut, ja oft schwer beweint. Ich habe meine Freude daran, wenn ich das bunte Gemisch und die zahlreichen Gruppen verschiedener Volksclassen sich an einem öffentlichen Festtage so ganz dem Genusse des sorgenlosen Augenblicks hingeben sehe, und es ist mir diese heitere Stimmung des gemeinen Mannes ein willkommenes Beweis seiner Zufriedenheit mit der Lage, in die ihn die Umstände versetzt haben; auch wird durch die Hoffnung eines künftigen, fröhlichen Sonntags so manche schwere Arbeit der prosaischen sechs Schöpfungstage gutmüthig und mit heroischer Resignation ertragen, allein solche sonn- und feiertägliche Erheiterungen dürfen nicht mit so großen Diätfehlern verbunden werden, daß sie uns für eine heitere Thätigkeit in der nächsten Woche unfähig machen, oder vielleicht gar in solche Krankheiten werfen, die uns schnell tödten oder jeden künftigen Freudentag verbittern, und durch ihre Unheilbarkeit für immer ein einziges Vergessen unser Selbst hart bereuen lassen.

So Mancher würde aufhören, auf sein Wischen Schönheit, auf sein elegantes Außere stolz zu seyn, wenn er im Stande wäre, alle die verschiedenen Urtheile, die man sich über ihn leise in die Ohren zuspizelt, zu erfahren, und

die verschiedenen Eindrücke, die er auf Andere macht, auf sich selbst reflectiren zu lassen. Horche doch auf, der du auf dein glattes Gesichtchen mehr als du dir sollst, einbildest, wie man von den Fehlern spricht, die du mit so vieler Kunst zu verbergen suchst; du glaubst, man kennt deine geheimen Ausschweifungen nicht, weil du die tiefen Furchen und das Gepräge deiner Lüste durch verfälschende Erhaltungsmittel zu vertilgen suchst; aber du irrest dich; man spricht von deinen geheimen Sünden, man unterhält sich davon, man faßt sie scharf ins Auge; während du dir schmeichelst der Allangebethe eines Festes und der Unwiderstehliche zu seyn, kümmert man sich nur kaum um deine erheuchelte Schönheit, oder schenkt dir höchstens deswegen einige Aufmerksamkeit; um dich in deinen Thorheiten der Einbildung zu bestärken, und lächerlich zu machen! —

Unsere Vordäktern hatten Mägen, in denen die genossenen Speisen kräftig verdaunt wurden, die Säfte und das Blut waren, wie der Abdruck eines Kupferstiches, das deutliche klare Bild der Kraft und Gesundheit. Unsere jetzigen Mägen nehmen alles Genossene nur oben auf hin, geben ihm ein leichtes oberflächliches Gepräge, und unsere Säfte gleichen nur dem lithographirten Bilde, einem bald sich verwischenden Steinabdrucke. Nun frage ich, was ist besser, ein in Kupfer gestochenes, oder lithographirtes Bild?

Nach einer Sünde ist man, sagt Lavater, am frommsten. Ich stimme ganz der Wahrheit des großen Menschenkenners bey, und glaube, daß man besonders nach begangenen Sünden gegen die heiligen Gesetze der Mäßigkeit und der nüchternen Göttinn Hygiene, sich recht fromm und heilig vornimmt, ja nicht mehr diese oder jene Last dem geduldigen Magen zum Verarbeiten geben zu wollen. Wer nach durchschwärmter Nacht im Spiegel sich erblickt, und über die bleichen Züge des Sünders von Gestern erschrickt, sagt sich gewiß recht fromm und fest zu, er wolle von nun an enthaltsam leben. Aber solche Vorsätze taugen wenig nach der Sünde; vor derselben habe Kraft zu deinen Entschlüssen, wenn die Lockspeise dampft, und deine Geruchsnerven reizt, und du heißhungerig bist, da ist es Zeit, fromm zu seyn und der Sünde zu entsagen; wenn aber der Magen von Gestern noch belastet, deine Nerven erschlaft sind, und die nur die Kraft zu sündigen fehlt, da bilde dir ja nicht ein, du habest was Großes gethan, wenn du dir vornimmst, der Sünde künftig zu entsagen; es ist dieser Vorsatz nur eine Umschreibung des Geständnisses, daß du heute nicht aufgelegt bist, die gestrigen Scenen der Schwelgerey zu wiederholten.

Nicht, wie ein französischer Philosoph behaupten wollte, die Medicin verdirbt die Menschen, sondern die Menschen verderben die Medicin; der Wille des Arztes ist oft gut, sein Plan führte zur Heilung, aber die Unfolgsamkeit und der Irrwahn der Menschen verdirbt Alles. — o —

Nützliche Erfindung.

Arce's Erfindung für Professionisten.

Dr. Arce hat eine Verfahrensart entdeckt, wodurch die Werkstätten fortan von den ungesunden Dünsten, die sich dort entwickeln, befreit werden können. Dieser geschickte Chemiker ist öffentlicher Begläubiger der Proben in der Pariser Münze. Vor ihm waren von sieben seiner Vorgänger in diesem Amte drey ein Opfer der Krankheiten geworden, die ihnen die Salpetersäure zugezogen hatte, deren man sich bedient, um die Reinheit des Silbers zu erproben. Da er bemerkt hatte, daß die äußere Luft durch die Röhren, des Kamins in die Werkstätte eines Arbeiters hindringt, und diesem die Salpeterdünste ins Gesicht zurücktrieb, dachte er darüber nach, ob es nicht möglich sey, durch einen aufwärts gerichteten Ventilator die Dünste in den Rauchfang zu treiben. Dem zu Folge sann er darauf, einen sogenannten Ziehofen zu bauen, dessen Röhre sich in einer berechneten Entfernung, im Rauchfange öffnet, und dessen Hitze die Luft in letzterem verdünnt und den Durchzug verstärkt und vermehrt. Zugleich bringt man in einem Fenster einen Ventilator an; hierdurch bildet sich in der Werkstätte ein aufsteigender Luftzug, der alle schädlichen Dünste und Luftarten mit der größten Schnelligkeit mit sich hinwegnimmt. Als Ziehofen kann man einen gewöhnlichen Ofen benützen, er muß so angebracht werden, daß er die Dünste so direct als möglich nach dem Mittelpunkt der Rauchfangröhre zuführt, und er muß sich wenigstens zwey Metres über dem Fußboden der Werkstätte erheben. Der Rauchfang wird immer um so bessern Zug haben, je kleiner seine Öffnung im Verhältniß zu der Röhre in solchen seyn wird. Man darf die letztere aber weder mit andern Öfen, noch mit andern Rauchfängen in Verbindung bringen. Eben so wenig darf man an der obersten Öffnung derselben eine Schornsteinhaube darauf setzen, wie man gewöhnlich zu thun pflegt, sondern ihr ihm Gegentheil die ganze Öffnung lassen, die sie nach oben zu hat, und bloß ein Dach von Eisenblech darüber machen um das Eindringen des Regens zu verhüten. Dr. Arce's Erfindung ist ein wesentlicher Dienst, der der Menschheit geleistet wird; durch das von ihm angerathene Verfahren kann die Gesundheit vieler Tausende von Professionisten bewahrt werden.

Alle die sich eine genauere und ausgebreitetere Kenntniß von der Bauart solcher Ziehöfenröhren verschaffen wollen, müssen Dr. Arce's vortreffliches Werk selbst lesen. (Mémoire sur l'art de dorer le bronze)

— m —

Neues aus der Zeit.

Außerordentliches Gesch.

Willinson ein Feuerwaffenfabrikant in England hat eine Pistole erfunden, die nach seiner Angabe in einer Minute zehnmal geladen und abgefeuert werden kann; sie schleudert bey jedem Schusse zwölf Geschosse in einer horizontalen Linie, die in einer Entfernung von dreyßig bis vierzig Schritt, zwölf bis achtzehn Fuß nach der Seite, und 6 Fuß nach der Höhe auseinander laufen. Mit dieser Pistole ist ein Einziger im Stande in einer Minute 120 Geschosse abzufeuern, von denen jedes an Wirkung einer gewöhnlichen Pistolenkugel gleich kommt. Eine Erfindung, die, wenn man ihr in dieser Art Glauben bey messen dürfte, sicher von dem größten Werthe seyn müßte, indem dadurch selbst ein einzelner Reisende sich gegen eine ganze Räuberbande in Vertheidigungszustand setzen könnte. Ferners zeigte der Obgenannte einen kurzen Karabiner vor, der mit derselben Schnelligkeit wie die Pistole geladen und abgefeuert werden kann, und dabey den Vorzug hat, statt 12 Geschossen jedesmal deren 16 und auf weitere Distanzen noch kräftig auszuschleudern.

Sollte sich diese Erfindung bestätigen, worüber wir jedoch großen Grund zu zweifeln haben, so dürften die Kriege da, wo die größte Zahl von Feinden niedergeschmettert werden kann, nur kurze Zeit mehr dauern, welches gewiß keine geringe Wohlthat für die Menschheit wäre.

Der gute Trost.

Vor nicht langer Zeit soll sich in W*** Folgendes ereignet haben: Ein Dienstmädchen, welches bey schlechtem Wetter einen Barometer vom Mechanicus zu ihrem Dienstherrn trug, glitschte im Schmutz aus, und der Barometer fiel in den Koth; sie weinte über dieses Unglück; doch ein Vorübergehender tröstete sie mit den Worten: Liebes Mädchen, gebe sie sich zufrieden! das geht nicht anders, denn bey schlechtem Wetter fallen alle Barometer. —

Die Versuchönerinnen.

Ellen und Peggy Brian, zwei Irländerinnen, welche sich rühmten im Besitze eines Geheimnisses zu seyn, wodurch sie einen Jeden zu verzüngen im Stande wären, wurden unsäglich in Folge eines Processes vor dem Lord Major in London zu erscheinen aufgefodert. Genauere Untersuchungen legten an Tag, daß sie ihre Verzüngungskunst auch wirklich schon bey mehreren alten Herren und Damen in Ausführung gebracht hatten, welche durch ihre Hülfe von ihren Künzeln befreit, mit neuen Baden versehen, kurz durch die künstlichste Metamorphose in die blühendste Jugend versetzt wurden. Zur Ausfüllung der Baden sollen sie sehr feines Gummilasticum mit Federn versehen, anwenden, und zur Entfernung der so fatalen Gedankenstriche der Zelt, bedienten sie sich einer fleischfarbenen, leicht elastischen Masse, die, wenn sie auf die Haut aufgetragen war, an derselben festlebte, ihre Natur anzunehmen schien, und durchaus nicht weggewaschen werden konnte.

Ob nun durch solche permanente Verstopfung der so wohlthätigen Ausdünstungswege, Schwerhörigkeit, Schwachsichtigkeit; Dummfösigkeit entsteht, was liegt daran? man schafft sich Gehörsmuscheln an, setzt Gläser auf, läßt geschulte Leute für sich sprechen und denken, und bekümmert sich um nichts; denn Geld oder Schönheit, die sind die wahren Schlüssel zum irdischen Glück; und stirbt man auch mehrere Jahre früher, was liegt daran! hat man ob schon kürzer, doch schöner gelebt. —

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft in der Stadt, Spiegelgasse, nächst dem Graben, Nr. 1095.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

69. Wien, Mittwoch den 29. August 1832.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Straußischen Verlags-Handlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit dreyn Gulden C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die erste Buchhandlung in Monatheften mit Umschlägen versehen.

Beobachtungen über das Mutterkorn.

Staudinger, ein Pächter in Flottbek bey Hamburg trug diese, von 1799 bis 1830 gesammelten Beobachtungen in der Versammlung der Naturforscher zu Hamburg vor, woraus unsern Lesern hier ein Auszug mitgetheilt wird.

Man war bis in die neueste Zeit über die Natur und Entstehung des Mutterkorns in Ungewißheit geblieben; selbst Hornemann rechnet es unter die Keulenschwämme (Clavaria). Staudinger sucht nun nachzuweisen, daß es ein Product der Gährung sey, welches bey dem krankhaften Zustande des jungen Kornes bey einem gewissen Zustosse von Nahrungsäften sich vergrößere, bis endlich dadurch jener Auswuchs entsteht, der mit den Keulenschwämmen einige Ähnlichkeit hat.

Die Entstehungsart desselben erklärt St. auf folgende Weise: Das Mutterkorn ist fast eine gewisse Folge einer trüben regnigten Witterung, die kurz nach dem Verblühen oder während der Blüthezeit des Getreides einfällt. In 2 — 3 Wochen nach der Blüthe des Hafers, Weizens, Roggens, u. s. w. erkennt man das Entstehen dieser Getreidekrankheit gleich daran, daß an den zu erkrankenden Ähren mehrere Fliegen still und unbeweglich hängen; ja man bemerkt sogar, daß ganz kleine Fliegen daran wirklich festgeklebt sind, so daß der große Linné die Entstehung des Mutterkorns dem Stiche der Insecten zuschrieb, und ein Amerikaner wollte sogar mittelst eines Stiches einer Nadel durch das junge Korn stets Mutterkorn hervorrufen. Man sieht auch zuweilen bey einzelnen Ähren gelblichgefärbte und nach Hefen riechende Tropfen hängen; die Farbe der kranken Ähren ist dunkler, als die der Gesunden, und die Blü-

thenspelzen sind beynaher zusammengestekt. Zieht man die Ähre zwischen zwey Fingern durch, so findet man sie feucht, und ihr Geruch ist der der Tropfen an den Grannen; von den jungen Körnern sind einige mit einem Schleime überzogen, der sich in lange Fäden ziehen läßt; das Korn hat ein schmußiggelbes Oberhäutchen, und dessen innerer Theil ist wässerig; zuweilen plagt das Oberhäutchen, und hat innerlich eine weiße, teigartige Masse, und eben diese gibt, wenn man sie zerdrückt, den stärksten, gährenden, säuerlichen und hefenartigen Geruch von sich. Man findet aber auch ganz gesunde und trockene Körner. Nach mehreren Tagen geschwillt nun das in Gährung gerathene Korn immer mehr auf, und nimmt an Größe zu. Bey einigen kranken Körnern wird dieser Gährungsprozeß innerhalb der Spelze vollendet, so daß sie klein und schmal bleiben, während bey andern die Masse zuletzt über die Spelze fast über einen halben Zoll heraustritt, und 3 — 4 mal so dick und lang wird, als das gesunde Korn selbst.

Nach Vollendung dieses Gährungsprozesses fängt der Körper des Mutterkorns bey eintretender Trockenheit an, fester zu werden, und leistet dann dem Fingerdrucke mehr Widerstand; es zieht sich die gegohrene Masse zusammen, und verdichtet sich, wodurch Risse und Spalten auf der Oberfläche entstehen; die weißliche Farbe hat sich nach und nach in eine violett-schwarze verwandelt, welche im Bruche ins Schmußigbläuliche fällt. Sie schmeckt nun fade und pilzartig, die Form der Körner ist etwas gekrümmt oder gerade. Wenn der Fall eintritt, daß bey einer Ähre einzelne Mutterkörner ungewöhnlich groß sind, so enthalten gewöhnlich die übrigen Blüthenspelzen nur wenige zusammen-

geschrumpfte Körnchen, oder sie sind ganz leer. Oft sind die meisten Körner einer Ahre gesund, und man findet nur einzelne kleine Mutterkörner; ein Beweis, daß nur schwächere Individuen befallen werden.

In Jahren, wo die Mutterkornkrankheit unter dem Getreide epidemisch herrscht, sind die einzelnen Ahren an Wegen und Stegen fast ganz mit Mutterkorn oder Rost besetzt, weil hier leichter Schwächung der Lebenskraft und also auch größere Empfänglichkeit für Krankheitsstoff eintritt. Hier findet man auch in ganz trockenen Jahren einzelne Mutterkörner. Man hat bemerkt, daß nicht der Roggen allein Mutterkorn aufzuweisen hat. In solchen regnichten Jahren leidet das Mannagras oder der Mannaschwingel (*Festuca fluitans*).

So wie in den Ahren öfters lauter gesunde Körner, selbst bey den schlimmsten Mutterkornjahren sich befinden können, so werden auch nicht alle Felder gleich stark in nassen Jahren vom Mutterkorn leiden. Niedriggelegene Felder, welche des freyen Luftzugs entbehren, leiden in der Regel mehr, als hochliegende Felder, wo die Ahren den Tag hindurch leichter abtrocknen können; wohlbestellte Felder leiden unter übrigens gleichen Umständen weniger als vernachlässigte. Daher die Thätigkeit und der Fleiß des Landmannes sehr viel zur Verminderung des Mutterkorns beitragen können. Da endlich bey der naßen Blüthezeit die Befruchtung überhaupt nicht gut von Statten geht, so sind Mutterkornjahre in der Regel auch schlechtlohnende Kornjahre, weil in solchen Jahren die Rostepidemie, die bey weitem verbreiteter ist, damit in Verbindung zu stehen pflegt.

So weit die Ansicht Staudingers über die Entstehung des Mutterkorns. Aber die Folgerung, die derselbe aus dieser seiner Ansicht zieht, stimmt keinesfalls mit den Erfahrungen überein, die man seit vielen Jahren über die Schädlichkeit des Mutterkorns für die Gesundheit der Menschen und Thiere gemacht hat. Das Mutterkorn gehört, wie neuerlichst erst William wieder auf eigene Erfahrung bestätigt, zu den scharfnarcotischen Stoffen; man kann vor seiner Benützung zum Brote und andern Speisen nie genug warnen. Es gibt eine eigene Krankheit, die durch den Genuß des Mutterkorns entsteht, und sogar schon epidemisch geherrscht hat; es ist dieß die sogenannte *Kriebelkrankheit*, deren Symptome zuweilen sehr viel Ähnliches mit denen der Cholera haben. Es entstehen nämlich Empfindungen von Einschlafen der Glieder, Schwindel, Magendrücken, Erbrechen, Ohnmachten und sehr schmerzhaftes Krämpfe der Glieder, Gefühl von Ameisenläufen im Rücken. Wenn die Krämpfe die Eingeweide ergreifen, kann sogar, nach *Berends* ein heftiges Erbrechen und Abführen, eine Art Cholera, entstehen; bey einer in Frankreich beobachteten Epidemie der Kriebelkrankheit wurden die letzten Phalangen der Finger und Zehen brandig, so daß sie abfielen. Merkwürdig ist, daß kleine Kinder von dieser Krankheit nicht ergriffen werden, nämlich Säuglinge, oder solche, die nur von Milch leben. In einem Dorfe bey

Frankfurt an der Oder beobachtete *Berends* im Jahre 1807 das Entstehen dieser Krankheit aus dem Genusse des Mutterkorns.

Die Krankheitsgefahren der Apotheker, und einige Präservative für dieselben.

Nicht nur Ärzte, die der Menschheit ihr Leben aus Veruf zum Opfer bringen, sondern auch jene Menschen, die Heilmittel bereiten, und sie kunstfertig nach erhaltenen Vorschriften mengen, athmen oft in demselben Augenblicke, wo sie für das Wohl ihrer Nebenmenschen thätig beschäftigt sind, die Keime langwieriger Leiden ein.

Es ist kein Sinnesorgan von dem edelsten, dem Auge, das uns mit dem Himmel verbindet, bis zu dem gemeinen Tastsinn, der bey den Apothekern nicht mannichfachen Schädlichkeiten ausgesetzt wäre. Und doch sind es ja gerade die Sinneswerkzeuge, die uns die größte Glückseligkeit gewähren. Sie sind, sagt mein verewigter Lehrer Professor *Hartrmann*, die eigentlichen Werkzeuge des Lebensgenusses, die blumenreichen Beete; in welchen die Ströme des Vergnügens in die Seele des Menschen hineindringen; durch sie kommt der menschliche Geist mit der Schöpfung in Berührung, durch sie wird er gepflogen, genährt und unterrichtet in der großen Kunst, selbst Welten zu schaffen, und sich über dieselben eine Brücke zur Ewigkeit zu bauen. Aber nicht nur die Organe der fünf Sinne, sondern ganz vorzüglich sind es das Gehirn, der Magen, die Gedärme und die Lungen, die von den mannichfachen Stoffen, die sie bearbeiten, heftig angegriffen werden, daher LungenSchwindsucht, Schwindel, Kopfschmerz, krankhafter Schlaf, Koliken etc. ganz gewöhnliche Krankheiten sind, die bey Pharmaceuten vorkommen.

Die Krankheitsgefahren, denen sie ausgesetzt sind, entstehen bey folgenden Manipulationen:

a) Bey der Bereitung concentrirter Mineralsäuren, als da sind, die Salpeters-, Schwefelsäure u. s. w. *Ramazzini* erwähnt eines merkwürdigen Falles, der sich in dem Hause eines Apothekers ereignete. Ein Apotheker bereitete rectificirte Schwefelsäure. Er nahm das Präpariren desselben des Nachts in einer Kammer vor, neben welcher in einem Verschlag, der nur durch Breter von dem Laboratorium geschieden war, zwey Personen schliefen. Der Apparat stand mitten in der Kammer. Während die Säure destillirte, zersprang plötzlich die Retorte. Eine der Mägde erwachte von dem Vitrioldampf; sie konnte kaum athmen, so waren Brust und Kehle zusammengepreßt. Sie bemühte sich zu entfliehen; der Apotheker, der um etwas zu hoblen, die Treppe hinabgegangen war, hört das Geräusch, läuft schnell hinauf, und rettet diese Person, die schon nicht mehr zu husten im Stande war, wie er sie eben packen konnte, aus dem Verschlage; auch die andere Person, welche ohnweit der Bretterwand schlief, fühlte schon die nachtheilige Wirkung der dam-

pfenden Säure. Beyde wären erstickt, wenn der Apotheker, der derselben Gefahr ausgesetzt war, nicht noch zur rechten Zeit die nothwendigsten Mittel angewendet hätte.

- b) Durch das Trocknen und Pulverisiren der Pflanzen, die reizende oder betäubende Stoffe entwickeln.
- c) Das Bereiten mancher desillirten Wässer und Syrupe aus den Vegetabilien.
- d) Die Bereitung der ägenden Substanzen und
- e) das Sublimiren der Metalle hat schnell tödtende Krankheiten bey Apothekern herbeygeführt.

Zur Bestätigung dieser Behauptungen einige Facta aus glaubwürdigen Quellen.

Furcroj grub eines Tages *Arum maculatum* aus; um ihren Geschmack kennen zu lernen, brachte er sie an den Mund, zerbiß sie in zwey Stücke; in demselben Augenblicke glaubte er glühende Kohlen im Munde zu haben, es entstand eine weiße Geschwulst auf der Zunge. Er lief in das nächste Bauernhaus, (da er auf freyem Felde botanisirte), und ließ sich Milch geben, welche seine heftigen Schmerzen stillte. Durch mehrere Tage hinderte ihn dieß Leiden im Essen und Sprechen.

Cardane erwähnt folgenden Falles: In einem Laboratorium wurde Kermes bereitet; es entwickelte sich so viel Spießglanzstaub, daß Alle, die sich im Laboratorium befanden, von Augenschmerzen, Kopfschmerz, Schwindel und Erbrechen befallen wurden. —

- 1) Die Apotheker sollten als Kunstverwandte der Ärzte auch die Vorbothen von jenen Krankheiten, denen sie ihr Beruf preisgibt, niemahls gering achten, und ja bey Zeiten dem Ausbruche oder der vollkommenen Entwicklung eines oft gar unheilbaren Übels vorbeugen.
- 2) Nur wenn sie ganz gesund und wohl sich fühlen, sollten sie sich zur Bereitung und Mengung giftiger Arzneykörper begeben.
- 3) Wer von Natur ein sehr reizbares Nervensystem hat, oder eine Anlage zur Lungenschwindsucht, ist nach meiner Ansicht zu diesem Geschäfte nicht geeignet.
- 4) Das Trocknen von Pflanzen sollten sie jeder Zeit im Freyen vornehmen, oder an einem geräumigen Orte, wo viele Ventilatoren angebracht sind. An einem solchen Orte darf Niemand seine Schlafstelle errichten.
- 5) Bey ägenden und giftigen Substanzen sollten sie sich durch eine gläserne Larve schützen, und beym Zerstoßen derselben den Mörser mit einem Zell bedecken.
- 6) Milch und ähnliche Substanzen sollten sie immer in ihrer Nähe haben, denn diese Mittel beschwichtigen oft schnell die gefährlichsten Erscheinungen, denen durch Arsenik und andere Gifte die Pharmaceuten preisgegeben sind.

Dr. Fleckles.

Bade- und Brunnen-Notizen.

Die Bäder zu Pseffers.

Ein Reisender in der Schweiz berichtet über diese Bäder Folgendes:

Eine der außerordentlichen Gegenden in den Schweizerischen Bergen, ja vielleicht in Europa, sind die Bäder zu Pseffers. Dieser, des Sehens so sehr würdige Ort, bleibt den meisten Reisenden unbekannt, weil fast alle, indem einer den Fußstapfen des andern folgt, nur die am häufigsten besuchten Thäler sehen, nur einige leicht besteigliche Höhen erklettern, und nur wenige in das Herz der Hochalpen eindringen. Die Bäder zu Pseffers liegen am Ende des Cantons Sanct Gallen und an der Gränze von Graubünden. Von einer Benedictinerabtey bis zu den Bädern, welche zu jener gehören, ist es eine Stunde Weges, den man aber nur zu Fuße machen kann. Auf dem Gipfel eines ungeheuren Felsens angekommen, sieht man gerade unter sich, in einer Tiefe von 120 Toisen, das Badehaus, das in einer engen Schlucht, oder vielmehr in einer schrecklichen Felsenpalte steht, durch die ein wüthender Bergbach braust.

Dieser erste Anblick macht auf den Geist einen peinlichen Eindruck, der sich, je weiter man kommt, immer mehr steigert. Von den erwähnten Felsen führt eine Treppe (welche Treppe!) zehn Minuten lang einen steilen Abhang hinunter und auf diesem ganzen Wege ist man von der zerrissensten, schauerlichsten Natur umgeben. Endlich kommt man im Bade selbst an, und schon bereut man bey dem Anblicke der Kranken u. s. w. dahin gegangen zu seyn; aber es ist nicht leichter wieder herauszukommen, als man hineingekommen ist. Die Kranken lassen sich dahin tragen, denn ich zweifle daß jemahls ein Wagen hierher gekommen ist, er müßte denn hinuntergestürzt seyn. Wenn die Bäder fast überall Versammlungsörter der guten Gesellschaft sind, die mehr Zerstreuung der Langeweile, als Heilung wirklicher Ubel daselbst suchen, so gilt dieß sicherlich von Pseffers nicht. Um sich zu entschließen, in dieser feuchten Klause zu wohnen, muß man wirklich krank, oder melancholisch, oder sehr neugierig seyn. Ich gehörte zu der dritten Art, vielleicht auch etwas zu der zweyten.

Natürlich darf man in einem solchen Hause nicht alle Bequemlichkeiten zu finden hoffen. Als ich in die Zelle, welche man mir anwies, eintrat, fand ich statt aller Neuhöflichkeit, ein abscheuliches Bett, einen Stuhl und einen kleinen Tisch ohne Schubschach. Aus besonderer Begünstigung erhielt ich noch einen Stuhl und eine Commode von Fichtenholz; mit diesem Mobliar mußte ich mich die zwölf Tage, die ich in Pseffers zubrachte, begnügen. Der Tisch war in einem großen Speisesaale, mäßig besetzt, man mußte ihn aber für gut halten, wenn man an die Schwierigkeiten dachte, etwas hierher zu bringen. Man ist pünctlich zu Mittag, und Abends um 7 Uhr. Es gewährt einen ganz besondern Anblick, wenn man dieses Gewimmel betrachtet, das in diesem Felsenrisse wohnt, denn anders kann ich Pseffers nicht nennen. Man findet daselbst Tyroler, Schweizer, Italiener u. s. w.

Zur Aussicht aus meinem Fenster hatte ich nichts, als die wilde Tamina, den Bergbach, dessen dumpfes Tosen, Geheul und Gebrüll, mich wie ein endloser Sturm, des Nachts einwiegte, und den Felsen, von dem ich oben gesprochen habe. Von diesem Felsen, einer 660 Fuß hohen, furchterlichen Mauer, läßt man die Bedürfnisse des Hauses herunter. Die Nase mußte ich sehr hoch erheben, wenn ich ein Stückchen Himmel sehen wollte; im Juny sehen die Badegäste die Sonne täglich drey und eine halbe Stunde.

Das Wasser trinkt man gemeinschaftlich in einem dazu eingerichteten Saale; es ist geschmacklos, außerordentlich hell und leicht, und läßt keinen Bodensatz fallen. Ohne hier eine Zerlegung desselben zu geben, erwähne ich bloß, daß man es bey Verstopfungen, Rheumatismen und mehreren chronischen Krankheiten für sehr wirksam hält. Die Landleute, welche eine sehr hohe Meinung von diesem warmen Wasser haben, kommen des Sonnabends gegen Abend in großer Anzahl nach Pfeffers, gehen sogleich in das Bad und bleiben darin bis den Sonntag früh, um einen Hautausschlag zu bekommen. Oft können sie dann nicht sogleich zurückkehren.

Da das Haus für sich allein den einzigen kleinen Theil ebenen Bodens wegnimmt, welchen die Natur gelassen, so sind die Spaziergänge entweder sehr beschränkt, oder sehr steil. Einen besonders gibt es, (wenn man den Weg einen Spaziergang nennen kann) den man gewiß nicht wieder einschlägt, wenn man es einmahl gewagt hat. Tritt man aus dem Badehause und geht man über eine hölzerne Brücke, so findet man auf der andern Seite der Bergschlucht ein 6 — 700 Fuß langes, 30 — 40 Fuß über der Tamina hängendes Gerüst an dem Felsen, unter welchem der Bach mit rasendem Ungestüm hintobt. Das ist der einzige Weg auf dem man zur Quelle der warmen Bäder gelangen kann. Das wankende Bret ist nur zwey Fuß breit, ohne Lehne, von dem überall herortropfenden Wasser seucht und schlüpfrig, und ein falscher Tritt muß unvermeidlich den Tod bringen. An manchen Stellen fehlt jeder Anhaltspunct, an andern muß man sich wegen der überhängenden Felsen ganz zusammenbücken. Dieser wahrhaft schauerliche Weg ist 10 Minuten lang, und jede Sekunde hat ihre eigene Gefahr. Je weiter man kommt, desto größer wird die Dunkelheit; die Felsen zu beyden Seiten rücken sich ganz nahe; die Tamina wird roth aus Wuth, und ein eisiger Wind weht durch die zur Höhle gewordene Schlucht. Aber das ist noch nicht alles; das immer schwächer werdende Licht läßt endlich wie in sichtbarer Finsterniß die heißen Dämpfe sehen, welche von der Quelle im Grunde der Höhle aufsteigen. Dann trennt nur ein schwaches Bret von dem Abgrunde; das beständige Getöse des Bergbachs, die Felsen, welche phantastische Gestalten bilden, und in Dunst gehüllten Gespenstern gleichen; alles dieß vereint, verursacht einen unbezwinglichen Schrecken. Und man denke nicht, ich übertreibe, nein, die Phantasie kann sich den Eingang der Höhle unter keiner schrecklicheren Gestalt denken, als die Natur sich hier zeigt. Ich zweifle selbst, ob sie der Mahler genau widergeben könnte.

Die warme Quelle sprudelt in einer ganz finsternen Höhle hervor. „Hier“ — sagte ein Appenzeller — „hat die Natur diesen Schatz verborgen, gleich als sollte die Hülfe, welche sie bithet, von den Menschen nicht gemißbraucht werden. Die Quelle schießt nur im Sommer und gibt in der Minute 12 — 14,000 Pinten Wassers, das, wenn es aus dem Felsen kommt, 30° Reaumur hat, und von dieser Wärme bis zu den Bädern nur 2° verliert.“

Um zurückzukehren, muß man den gefährlichen Weg noch einmahl machen. Die Neugierde hatte mich an die Quelle getrieben; mit Entzücken erblickte ich aber das Licht des Tages wieder. Die Frau eines Ruffen, die sich zugleich mit mir in Pfeffers befand, machte den Weg mit ihrem Manne. Man sagte mir, außer einigen Engländerinnen hätten sich wenige Frauen auf denselben gewagt.

Ich habe gesagt, die Spaziergänge der Badegäste wären entweder sehr beschränkt, oder sehr beschwerlich; sie bestehen aus einigen in den Felsen gehauenen krummen Wegen. Ich gelangte bis an die Spitze an einer schmalen Kante, zwischen zwey Abgründen hin, und hatte hier eine Aussicht, wie auf ein Chaos. Man könnte sich hier am Ende der Welt glauben, und man hat diesem Puncte wirklich diesen Namen gegeben. Auf einem andern Pfade gelangt man durch ein Aborngehölz hindurch nach Balenz, einem Weiler, wo sich das Auge an einem prachtvollen Felsenamphitheater ergöhen kann: an den grauen Hörnern, gezackten, rauhen Gletschern; der Salanda, einer 6600 Fuß hohen Spitze, von imposanter, furchtbarer Gestalt; dem Monteluna, der mit den schönsten Weiden bekleidet ist, wo die seltensten Alpenblumen wachsen. Die Gemälde, welche die Natur hier zeigt, sind von einer düsteren Majestät und man sieht hier die Alpen in ihren großartigsten Formen.

Nach einem Aufenthalte von zwey Wochen in Pfeffers, verließ ich diesen merkwürdigen Ort, um mich in den Canton Glarus zu begeben.

Ich habe zwey Jahre in der Schweiz gelebt, alle Cantone besucht und alles Merkwürdige in ihnen gesehen, aber nichts hat meine Neugierde so sehr befriedigt, als Pfeffers.

Palmenblätter für Leidende.

Die Zuflucht.

Was ist des Schönen Reiz, der Wonne Augenblick?
Wohl auch, sagt man, das Band, das uns hiernieden einet?
Nur flüchtiger Genuss, ein schnell zerstörbar Glück,
Der Zeit ein leichter Raub, wie dauernd wir's gemeint.
Doch was besteht und bleibt, nicht wie ein Dunst verfliehet;
Der Sturmwuth trotzt und lacht, des Schicksals finstern Wetterern,
Uns sorgsam birgt und pflegt, am Busen sanft uns wiegt,
Die Liebe ist's, sie kam gesendet von den Göttern.

Der Liebe Thron, o Mensch, du kannst dich stets ihm nah'n,
Seit Säulen tragen ihn des Himmels feste Säulen,
Wo du auch seyst, er wird treu liebend dich umfah'n,
In seiner Nähe ist es himmlisch zu verweilen.
Dem Nächsten, Fernsten wird ein sicheres Asyl,
Um ihn sich'n Tröstliche, wie Weinende im Kreise,
Es findet Stärkung, Trost, der mit der Welt zerfiel,
Ihm lohnet das Gefühl, daß er sich glücklich preise.

So schwinde Kleinmuth denn, der Sorgen läst'ges Heer,
Durchbrich, vertrauensvoll, des Lebens enge Schranken,
Verlaß der Welten Luft, sie schafft dir keine Wehr,
Tritt an der Liebe Thron, du brauchest nicht zu wanken.
Hier sind wie ausgehnt mit unsrer Erdenwein,
Der Friede weicht nicht aus unserm Geleite,
Auf! wende dich sofort zum himmlischen Verein,
Daß man hinführ auch dein Erbtheil dir bereite.

P . . . 9.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft in der Stadt, Spiegelgasse nächst dem Graben Nr. 1095.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.